


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573872 8



Das Fräulein von St. Amaranthe.

Erster Band.

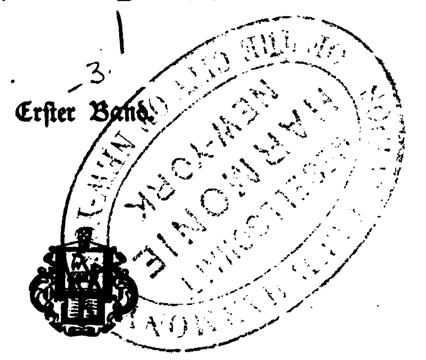
Das Fräulein v. St. Amaranthe.

Roman

von

Rudolf von Gottschall.

Erster Band.



Berlin 1881.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Auf dem Champ de Mars.

Es war an einem Julitage des Jahres 1790; heiß brannte die Sonne auf dem Marsfelde in Paris; eine unzählbare Menge war damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu dem Föderationsfeste zu treffen, zu dem Tage, an welchem König und Volk den Eid eines neuen Bundes schwören sollten. Es galt auf dem Platze selbst terrassenförmige Erhöhungen aufzuwerfen, und in wetteifernder Begeisterung handhabten alt und jung, hoch und gering, Männer und Frauen den Spaten.

Es war ein freudenheller Tag; die Fluthen der Seine blitzten im Sonnenschein, und herüber funkelte die Kuppel des Invalidendoms. Eine Gruppe von

Frauen war besonders eifrig in ihrer Arbeit und begleitete dieselbe mit Gesängen; bei jedem Spatenstich erklang der Refrain eines wilden Liedes; denn es befanden sich in dieser Gruppe Frauen der Halle neben wildschönen Amazonen, welche den Zug nach Versailles mitgemacht hatten, und es lebte in ihnen allen das stolze Bewußtsein, den König nach Paris zurückgeführt zu haben, so daß der Tag der Versöhnung in der Hauptstadt selbst gefeiert werden konnte.

„Keine Müßiggängerinnen," ertönte der Ruf aus diesen Gruppen, als mehrere elegante Frauen sich ihnen näherten.

„Wir wollen mithelfen am schönen Werke," sagte die eine und nahm einer müden Arbeiterin den Spaten ab; ihre Begleiterinnen entfernten sich etwas von ihr, beiseite gedrängt durch einen Streit, der sich unter lärmenden Weibern der Halle erhoben hatte und in ein Getümmel ausartete; sie wurden weiterhin nach der Seine zu geschoben und dort genöthigt, zum Spaten zu greifen.

Es schienen lässige Modedamen zu sein; denn sie gehorchten widerwillig ohne Begeisterung einem unwillkommenen Zwang.

Anders die erste, deren Toilette so modisch war, daß sie einem Sommerfeste der Königin Marie Antoinette im Trianon hätte beiwohnen können; sie grub mit einem Eifer, als gälte es hier die Fundamente eines Zauberpalastes zu legen, dessen Glanz noch der Zukunft leuchten sollte, die Grundlagen eines neuen Staates, wie ihn bisher die Welt noch nicht gesehen, oder als wär's eine Todtengräberarbeit, um alles Weh der Menschheit, alle Leiden des Volkes für immer einzusargen.

Sie grub und grub! Doch die Füßchen wurden es bald müde, auf der harten Schaufel nachhelfend bei jedem Spatenstich zu ruhen; schon zerrissen die Stiefelchen; der Schweiß perlte auf der Stirn, und die Schweißtropfen drohten der Röthe der Wangen Gefahr, an welcher die Kunst der Toilette hilfreichen Antheil hatte.

Es war keine junge Frau mehr, die sich blos auf den Zauber der Jugend, auf den unverfälschten Reiz der Natur hätte verlassen können; aber wie sie aus ihrem Boudoir hervorgegangen, mochte sie noch immer für eine Schönheit gelten. Ihre Gestalt war voll und üppig, doch bei aller Stattlichkeit schlank und anmuthig; ihre großen Augen hatten nichts Todtes, ja nicht einmal etwas Gebieterisches und Junonisches; sie waren lebhaft, beweglich, gesprächig; denn sie schienen vertraulich alles auszuplaudern, was im Grund der Seele vorging, und ein kokettes Lächeln, das sich unter den Schönpflästerchen auf der Wange verfing, kam dem munteren Spiel der Augen zu Hilfe.

Unbesorgt um den Schaden, der dem eleganten Anzug durch die ungewohnte Erdarbeit zugefügt wurde, hatte die Dame ihr Augenmerk nur darauf gerichtet, nicht hinter ihren Nachbarinnen zurückzubleiben. was den ausdauernden Fleiß betrifft; aber die wachsende Ermüdung lähmte den Aufschwung ihres Ehrgeizes, und als sie im Schubkarren die

herausgeschaufelte Erde nach der von Minute zu Minute anwachsenden Terrasse fahren sollte, da versagte ihr die Kraft.

Sie stand da, sich den Schweiß abtrocknend; auf die schwere Last, die sie vergeblich in Bewegung zu setzen versucht hatte, warf sie mißvergnügte Blicke; das freundliche Lächeln war von ihren Zügen gewichen und hatte dem Ausdruck vollkommener Abspannung Platz gemacht.

Sie betrachtete prüfend ihre feinen, zarten Hände; sie hatte im ersten Feuer ihres Enthusiasmus nicht daran gedacht, daß diese Schaden leiden könnten bei der rauhen Arbeit.

Da trat aus der nächsten Gruppe ein Mädchen an sie heran in etwas auffallender, theatralischer Tracht, die dreifarbige Kokarde in den Locken, eine Pistole im Gürtel; sie bewegte sich wie eine Art von Anführerin nnter diesen Frauen und gab Anordnungen und Befehle, denen die andern willig zu gehorchen schienen.

„Nun, meine Aristokratin,“ rief sie plötzlich mit

lauter Stimme und lebhaftem Geberdenspiel, „hier ist nicht das glatte Parquet von Versailles; hier gilt es kein anmuthiges Menuett zu tanzen, sondern im Schweiße des Angesichtes zu arbeiten. Madame la Marquise wird die Güte haben, diesen Schubkarren mit Erde, der uns hier im Wege steht, dorthin nach der Terrasse zu fahren. Ist die Erde so schwer? Natürlich, das Beste von uns verwandelt sich ja in diese todte Masse; es ist der Schutt von Geschlechtern. Sie fahren vielleicht hier Ihre Ahnen spazieren. Tapfer die Hand angelegt, Madame la Marquise; die ruinirte Toilette läßt sich rasch wieder herstellen; wir kennen das!“

Die Dame machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte sie dem Befehl gehorchen; sie bückte sich, um den Schubkarren in Bewegung zu setzen. Da fiel es ihr plötzlich ein, daß dies anmaßliche Mädchen hier gar keine Befehle zu ertheilen habe; ihr Stolz regte sich und mit diesem zugleich der Zorn über die Dreistigkeit der Fremden.

„Wer sind Sie,“ rief sie mit aufloderndem

Feuer, „daß Sie hier den Ton der Gebieterin anschlagen? Wir arbeiten hier, weil es uns gefällt und wie es uns gefällt, nach Kräften und nach Laune, als Anhängerinnen des Vaterlandes und des Königs und für das schöne Fest, das den Fürsten und das Volk verbrüdern soll. Wir haben hier Niemandem zu gehorchen, am wenigsten einer Abenteuerin, welche ihre Begeisterung für das Vaterland in so herausfordernder Weise zur Schau trägt. Ja, trotz Ihrer Kokarde und Ihrer Pistole im Gürtel flößen Sie mir keinen Respekt ein, Madame; wer weiß, aus welcher Theatergarderobe diese Requisiten stammen."

Da flog eine glühende Röthe über das Antlitz der Amazone.

„Sie sollen erfahren, wer hier zu gebieten hat," rief sie mit einer volltönenden, weit vernehmbaren Stimme. „Herbei Ihr Alle! Diese Dame von Versailles sperrt uns den Weg und will ihre Pflicht nicht thun."

Die Aufforderung verfehlte ihre rasche Wir-

kung nicht; von allen Seiten kamen Mädchen und Frauen herbeigeeilt, meistens Fischweiber und Blumenweiber der Halle, welche Hacke und Schaufel wie eine Waffe schwangen, aber auch Bürgermädchen der Cité mit Blumensträußen an der Brust, mit mehr Neugier als Lust zur Grausamkeit; manche blickten, als sie die schöne, vornehme Frau sahen, mit einer Art von Scheu zur Erde; denn unwillkürlich mußten sie die Ueberlegenheit der weiblichen Erscheinung anerkennen, die ihnen gegenüber stand. Dies Gefühl aber verwandelte sich in Eifersucht und Haß bei den älteren Weibern, die, theils auf ihre Spaten gelehnt, theils den Arm in die Seiten gestützt, wie mit grinsendem Hohn die Schuldige anstarrten, die eine so schwere Anklage gegen sich wachgerufen hatte.

Mit Schrecken bemerkte diese indeß, daß das Ansehen der Anführerin in den umstehenden Gruppen ein unbestrittenes war.

„Sie weigert sich, den Karren aus dem Wege zu fahren," tönte die Stimme derselben mit der

gesteigerten Kraft der Entrüstung, einen weiten Kreis beherrschend, „sie wagt es mich zu beschimpfen! Rasch, den Karren aufgehoben, die Stangen ihr in die zarten Händchen gedrückt, und sollten wir sie daran festbinden, und dann vorwärts ... geschoben, gestoßen, gepufft ... wir verstehn's, die Welt in Bewegung zu setzen und werden auch mit einer trotzigen Aristokratin fertig werden."

Schon machten die Frauen Anstalt, unter lautem Gelächter, während dem hilflosen Opfer der Muth sank, diesen Befehl auszuführen, als ihm eine unverhoffte Rettung kam.

„Was geht hier vor, Rosa Lacombe?" rief eine helle Stimme plötzlich ins Getümmel und ein junger Mann trat in den Kreis der Frauen; er trug die Waffen und die Schärpe eines Offiziers der Föderirten, die aus ganz Frankreich zum Bundesfeste gekommen waren. Dies gab ihm Ansehen genug, daß seine Stimme nicht wirkungslos verhallte. Rosa Lacombe grüßte den Nähertretenden mit einer leisen Neigung des Kopfes; es war in der

That jene Schauspielerin, welche auf vielen Provinzbühnen sich Lorbeeren errungen und dann auf einem größeren Theater, auf welchem kein Licht der Prosceniumslampen blendete, eine große Rolle gespielt hatte. Sie war auf dem Zuge nach Versailles eine Führerin der Frauen gewesen und aller Ehren theilhaft geworden, welche sie selbst für die patriotischen Bürgerinnen jener Tage bei der Pariser Municipalität in Anspruch genommen und erhalten hatte. Bei den bürgerlichen Festen hatten sie ein Anrecht auf einen bevorzugten Platz, und eine Fahne mit ruhmvoller Inschrift war ihnen zuerkannt worden; bei den Festzügen durfte diese vor ihnen hergetragen werden. Kein Wunder, daß Rosa Lacombe bei allen diesen Frauen und Mädchen sich des größten Ansehens erfreute.

Es war eine stattliche Erscheinung, wie sie für Heldinnen der Bühne passt; doch ihre Züge hatten etwas wild Leidenschaftliches; die leicht aufgeworfenen Lippen gleichsam etwas Blutlechzendes,

und ihre Blicke flackerten unstät umher, wie Leuchten im Winde.

„Bürgerin Lacombe," sagte der Führer der Föderirten, „laßt diese Frau ruhig ihres Weges ziehen. Es ziemt sich nicht in diesen Tagen, wo wir ein Fest des Friedens feiern wollen, den Regungen des Hasses zu folgen."

Mit diesen Worten bot er der Dame mit ritterlicher Höflichkeit den Arm und führte sie aus dem Gedränge der Frauen heraus. Mißmuthig wichen diese zurück; doch keine wagte, dem jungen Manne feindlich entgegenzutreten, und auch Rosa Lacombe begnügte sich mit den geflüsterten Worten: „Sie werden uns noch die Besten abwendig machen, diese Schönheiten, die ihre zerbrochenen Wappenschilder überleben."

Es lag in der Miene und im Ton des jungen Mannes etwas, was keinen Widerspruch zu dulden schien. Fest war sein Auftreten, scharf sein Wort, und obwohl er nicht von imponirender Gestalt war, so sprach aus seiner Haltung doch viel Selbst-

gewißheit und Stolz. Keine der Frauen aber verhehlte sich, daß sie eine jugendliche Schönheit vor sich sahen: so feingeschnitten waren die Züge des Gesichtes, so feurigblickend die Augen, so harmonisch die ganze Erscheinung.

Auch die Dame, die er aus den Klauen der Pariser Harpyen errettet, zeigte eine lebhaftere Freude, an seinem Arm dahinzuschreiten, als bloße Empfindungen des Dankes und das neugewonnene Gefühl der Sicherheit hätten erklären können. In den Lebenskreisen, in denen sie sich bewegte, war der feine Geschmack und der Sinn für Anmuth und Schönheit der Formen mehr entwickelt, und der Blick dafür geschärft. Die Auszeichnungen der Gesellschaft hatten nicht die Auszeichnungen der Natur in Schatten gestellt; man war stets bereit, sie mit Wärme anzuerkennen. Darum brachte die Schöne ihrem Erretter sogleich die vollsten Sympathieen entgegen.

Und auch ihm hatte ein einziger Blick genügt, zu erkennen, daß seine Schutzbefohlene in den Kreis

jener Schönheitsgöttinnen gehörte, denen einst im Park von Versailles ein jetzt ausgestorbener Kultus geweiht war. Reizend und üppig war ihr ganzes Wesen; man sah, wie sie das Kunstwerk ihrer Schönheit pflegte, um jeden Schatten zu beseitigen, den der vorgerückte Zeiger der Lebensuhr darauf werfen konnte. Darum war auch der junge Mann so rasch entschlossen gewesen, ihr zu Hilfe zu kommen; es bannte ihn der Sirenenzauber jener vollerblühten Weiblichkeit, dem gerade ein jugendliches Empfinden so schwer zu widerstehen vermag.

„Verstatten Sie mir, Madame, Sie nach Hause zu geleiten; es ist heute unruhig in Paris.“

„Ich wohne nicht in der Nähe.“

„Und wo, wenn ich fragen darf?“

„In Passy.“

„In den Schatten des Bois de Boulogne? Um so besser. Ich könnte an dem heutigen, schönen Sommernachmittage keinen angenehmeren Spaziergang machen. Wenn Sie mir erlauben?“

Die Dame dankte mit einem anmuthigen Lächeln.

„Für uns Provinzialen ist die Hauptstadt noch neu; wir durchwandeln sie gern nach allen Seiten; ich kenne noch nicht den Pariser Park mit den Villenstädtchen an seinem Rande und begleite Sie gern dorthin. Es ist gewagt, ohne männlichen Schutz durch die Straßen zu gehen; nicht die Männer sind gefährlich, sondern die Frauen; sie sind wild geworden in großer Zeit."

„Wie unschön, wie häßlich dies Gebahren. Wer war das Mädchen, das wie eine Furie auf mich losstürzte?"

„Ihr Name stand oft in den Zeitungen: Rosa Lacombe, eine Schauspielerin und Volksrednerin."

„Trauriger Zeitungsruhm! Das sind die welksten Blätter aus den Kränzen, die das Leben einer Frau zu schmücken vermögen."

„Sie ist allgegenwärtig; zwei Tage bin ich erst in Paris, und auf allen meinen Wegen ist sie mir begegnet. Sie hat das Wort in der Gewalt und die Geberde: das lernt sich auf der Bühne. Ihr Organ ist mächtig, und sie ist gewöhnt, zur Menge

zu sprechen. Ich hasse sie wie alle Frauen, welche Politik treiben; im Staub der Heerstraße geht der Reiz der Schönheit verloren."

„Sie wissen ja nicht, ob ich nicht auch eine Freundin der Politik bin?" versetzte die Begleiterin mit einem koketten Lächeln. „Die Politik ist die Mode des Tages, und wir Frauen stehen im Ruf, stets der Mode zu huldigen."

„Die Mode des Tages?" versetzte der junge Mann plötzlich mit einer gewissen Strenge des Tons. „Sie ist eine große Dame, diese Politik; aber in ihrem Fächerspiel liegt Tod und Leben. Man wird bald verlernen, damit zu spielen."

Sie waren inzwischen über das menschenreiche Marsfeld gegangen; überall Gewühl, Lärm und Gesänge, Sonnenschein draußen, Sonnenschein in den Herzen.

„Dieser Kahn soll uns über die Seine führen; dorthin liegt das Gehölz von Boulogne."

„Sie haben Recht, es ist der nächste Weg."

Der Schiffer griff zum Ruder; bald glitt der

Nachen über die funkelnden Wellen. Der summende Bienenkorb des Marsfeldes lag hinter ihnen; seitwärts bis in den Dämmer der Ferne verloren sich die Dächer, Thürme und Kuppeln von Paris, während bald vor ihnen die freundlichen Villen von Passy und Auteuil sich hell abhoben von dem dunklen Hintergrund des Laubwerks, welches die hochstämmigen Alleebäume des Pariser Stadtparkes schmückt.

„Wie ruhig die Seine dahinfließt," sagte der Führer der Föderirten; „sie hat die tausend Opfer vergessen, welche sie an den Tagen der Bluthochzeit in ihren Schooß begrub."

„Wozu diese düsteren Erinnerungen an einem so schönen Tage?" versetzte heiter lächelnd die anmuthige Frau, indem sie versuchte, ihr Bild im zerfließenden Spiegel der Wellen zu erhaschen.

„Sie haben Recht! Es ist ja eine Traumfahrt wie in einem Märchen des Ariosto: die Fluthen glitzern, Himmel und Erde glänzen und noch schöner die Augen meiner liebenswürdigen Be-

gleiterin. Wenn ich jetzt an etwas anderes denke, als an das Nächste, so ist es fast eine Beleidigung. Und doch, Sie sind hier aufgewachsen mit all den großen Erinnerungen; uns in der Provinz ist das Alles neu. Wir haben unsere Flüsse, unsere Waldhügel, unsere Kirchthürme, unsere blauen Horizonte; doch das ist nur Landschaft, und nur hier und dort findet sich eine verlorne oder gleichgültige Spur, welche der Wandel der Geschichte zurückgelassen hat. Wie ganz anders hier in Paris! Erinnerungen bei jedem Schritt und Tritt ... und große Erinnerungen! Das ist Rom ... und wer im Schatten des Capitols wandelt, den umwittert's wie Geisterzug, und wider Willen selbst muß er der Helden denken, welche Rom groß gemacht ... mag ihm auch zur Seite die schönste Corinna oder Sulpicia des Ovid und Tibull sitzen und ihm die Geheimnisse der ars amandi ins Herz lächeln."

Der sonst schweigsame junge Mann war beredt geworden; mochte ihn der erfrischende Hauch,

den die Fluthen der Seine ausathmeten, mochte ihn die Nähe einer schönen Frau so anregen: er zeigte, daß er den Fluß der Rede beherrschte. Wer ihn aber genau beobachtete, der mußte erkennen, daß ein Doppelwesen in seiner Brust wohnte. Sein Blick hatte etwas Starres, fast Visionäres, als er von den großen Thaten und Männern der Geschichte sprach; er schien nicht blos in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft gerichtet zu sein; als er sich aber seiner Begleiterin wieder zuwendete und der römischen Liebesdichter gedachte, da blickte sein Auge lebendig und feurig, und ein Lächeln um seine Lippen verkündete, daß er für Reize nicht unempfänglich sei, wie sie schon die Poeten am Fuße des Capitols begeistert hatten.

„Sie sind galant, mein Herr," sagte die anmuthige Frau, „doch Sie irren sich in mir! Ich bin keine Römerin; ich habe keine Ader römischen Blutes in mir; ich habe leichten Sinn und möchte lächelnd durchs Leben gehen. Ernst und Feierlichkeit und ausdauernde Begeisterung: das ist mir



Alles unbequem! Mich erregt dies oder jenes auf Augenblicke, und solche Erregung, die mein Blut in leichte Wallung versetzt, ist mir willkommen; zuviele Ansprüche darf nichts an mich machen, nicht einmal der Patriotismus. Da haben Sie mein ungeschmeicheltes Charakterbild; mit einem Worte, ich habe kein Talent zur Heldin."

„Und doch ist dies Talent heutigentags nicht selten. Sie haben Rosa Lacombe gesehen; jedes Stadtviertel hat gegenwärtig seine Jeanne d'Arc!"

Der Kahn hatte sich inzwischen einem schattigen Uferplatz genähert. Sie stiegen aus, und bald wandelten sie einen anmuthigen Weg zwischen den Gärten von Passy, neben goldfunkelnden Gittern, über welche sich hochstämmige Rosen neigten.

„Und aus welcher Gegend unseres schönen Frankreichs kamen Sie nach Paris?" sagte die Begleiterin, welche lange genug ihre weibliche Neugier beherrscht hatte.

„Meine Wiege stand an der Oise, und ich befehlige die Nationalgarde von Blérancourt. Ein

bescheidenes Städtchen, Madame, doch irgendwo muß man Fuß fassen in der Welt."

„Sie sind noch sehr jung, mein Herr, und man hat sie zum Kommandeur gewählt."

„Ich habe einige zündende Reden gehalten: das genügt. Ich bin kein Cicero; doch in Blérancourt giebt's keinen Redner außer mir. Der Advokat ist immer heiser und der Bürgermeister hängt am Alten. Wer am meisten begeistert ist für die neue Ordnung der Dinge, hat den Vorsprung. Ich bin's und verstehe zu befehlen, Madame!"

„Ich zweifle nicht daran! Sie haben bisweilen in Ihrem Ton eine Schärfe und Strenge, die schwache Gemüther in Angst versetzen könnte. Und so jung noch, so blutjung! Sie sollten schwärmen, spielen, lieben."

„Ich hab's gethan und im Kloster dafür gebüßt."

„Sie im Kloster?"

„Abgesperrt von der Welt, nicht als Mönch, bewahre! nur als Gefangener. Fragen Sie die

Zellen des Klosters von Bailly ... ich gehörte zu den ungerathenen Söhnen; ich war zu wild geworden. Meine Familie hat mich gezähmt; jetzt bin ich zahm!"

Er sagte diese letzten Worte mit einem sarkastischen Lächeln.

Inzwischen hatten die Wandernden eine einfache, aber anmuthig gelegene Villa erreicht. Hinter den Gittern Taxushecken, Springbrunnen, Rosenbeete mit weißen Rosen; die Villa selbst war ganz mit Epheu umrankt, und der Blick aus der offenen Veranda ging auf das nahe Gehölz, aus dem der Gesang der Vögel herübertönte.

„Hier bin ich zu Hause," versetzte die anmuthige Frau mit einem etwas müden Lächeln, denn die Unruhe des Tages hatte sie angegriffen; sie schien an ein bequemes, behagliches Leben gewöhnt zu sein.

„Ihnen jetzt und nur einmal zu danken für Ihre Liebenswürdigkeit, wäre zu kärglicher Lohn, und ich bitte Sie um Ihren Besuch, damit ich bald meinen Dank wiederholen kann."

„Ich bin mit Freuden bereit . . .“

„Frau Saint-Amaranthe ist mein Name, Frau von Saint-Amaranthe, als es noch einen Adel in Frankreich gab.“

„Und mein Name ist Leon Saint-Just, von Saint-Just, als es noch einen Adel in Frankreich gab. Mein Wappen ruht bei dem Ludwigskreuz meines Vaters! Segnen wir unsere Ahnen, Madame; sie taugen höchstens noch dazu, als Gespenster umzugehen!“

Und mit einem galanten Handkuß, den der junge Saint-Just sich hier in unbeobachteter Einsamkeit erlaubte, nahm er Abschied von seiner Schönen.

„Saint-Just,“ sagte diese, ihm nachblickend; „ich habe diesen Namen nie gehört. Der junge Mann ist schön wie Antinous; ich werde von ihm träumen!“

Zweites Kapitel.

Organt.

Einige Tage waren seit dieser Begegnung dahingegangen: wichtige, große Tage, denn von vielen hunderttausend Menschen war auf dem Marsfelde das Föderationsfest gefeiert worden; der Bischof Talleyrand hatte mit zweihundert Geistlichen, alle geschmückt mit der dreifarbigen Schärpe, die Messe gelesen, der König selbst bei dem ersten Sonnenblick, der durch die Regenwolken brach, den Eid auf die Verfassung geleistet. Alles war voll Jubel; Tausende sanken sich weinend in die Arme; es schien, als hätte das goldene Zeitalter in Frankreich begonnen.

Es war am Abend dieses Tages; die Lichter des Sonnenuntergangs blitzten röthlich auf den goldenen Gitterstäben der Villa; die Fluthen des Springbrunnens waren wie in Feuer getaucht, und der Triton, der damit beschäftigt war, sie auszuspritzen, schien mit der rothen Gluth im Gesicht und auf der Nase auf einmal mehr dem Gefolge des Bacchus, als dem des Neptun anzugehören.

Saint-Just klingelte an der Gartenpforte; er wurde von einer munteren Zofe eingelassen und in das Boudoir der Hausherrin geführt.

Sie saß halbliegend auf einer Causeuse; fremdländische, üppige Blumen nickten aus hängenden Ranken zu ihr herab; zu Häupten und zu Füßen lagen ihr buntgestickte Kissen, auf denen Diana und Endymion und sonstige olympische Götter und gepriesene Sterbliche in verschiedenfarbiger Wolle eine fragwürdige Existenz gefunden hatten; sie selbst hielt ein zierlich eingebundenes Buch aufgeschlagen in der Hand; sie schien noch von der Lektüre desselben sich kaum losreißen zu können; doch sie reichte

dem jungen Gast, ohne sich vom Sopha zu erheben, die Hand zum Gruße und bat ihn, auf einem Schaukelstuhl an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Ich bin noch müde von unserem schönen Fest," sagte sie, „das ist ein Fest nach meinem Geschmack. Versöhnung, Freundschaft! Mir ist's zuwider, wenn sich die Menschen der Meinungen wegen hassen und verfolgen; es giebt wahrhaftig zu viel des Unglücks in der Welt, als daß man sich das Leben noch mit Hirngespinnsten erschweren sollte. Ich halte mich an das Schöne, da giebt's nur eine Meinung. Eine schöne Blume, ein schönes Gesicht: das gefällt den Anhängern des Königs, wie denen des Herzogs von Orleans."

„Sie verkennen die Macht der Ueberzeugungen, Madame," versetzte Saint-Just mit scharfem Ton; „sie sind es, welche die Welt bewegen."

„Die Welt in Ruhe ist mir lieber als die Welt in Bewegung," sagte die schöne Frau, indem sie sich dem vollen Behagen hingab, welches die Ruhe auf dem weichen Polster ihr bereitete; „hoffentlich

gewinnt nach dem heutigen Tage Frankreich den inneren Frieden; mir ist, als könnten meine Blumen nicht ruhig blühen, so lange diese Gewitter am Himmel stehen."

„Ich sehe noch keine schönen Tage," sagte Saint-Just; „ich fürchte, es werden noch manche Ernten zerschlagen werden."

„Man kann sich ja im stillen Gemach verbergen, die Fenster verhängen, wenn's draußen blitzt, und sich so tief in die Kissen vergraben, daß man den Donner nicht hört. Und dann versenkt man sich in eine Märchenwelt, eine Welt bunter Abenteuer, wandert zu den Feeen und Nymphen, Grotten und einsamen Paladinen, Engeln und Heiligen und glücklich Liebenden: welche anmuthige Fülle von Bildern, Alles nur Spiel der Phantasie, von leichtem Spott zerblasen: die auf Eseln reitende Legende überhebt uns der heiligen Langeweile und gewährt uns ein unheiliges Ergötzen."

Saint-Just hörte gespannt zu: „Was lesen Sie, Madame?"

„Einen Roman in Versen, etwas im Styl des seligen Voltaire. Der Dichter schildert phantastisch und lächelt ironisch. Sie sollten sich ein Muster nehmen an dem leichten Sinn, mit dem er alle Könige und ihre Kriege und Alles das, was Sie selbst so furchtbar ernst nehmen, in ein heiteres Spiel der Laune verflüchtigt. Das ist ein Mann von Geist; die guten Köpfe drohen jetzt auszusterben; an ihre Stelle treten die Charaktere, langweilige Pagoden, die immer gleichmäßig mit dem Kopfe nicken und die man bewundert wegen ihrer Consequenz. Junger Mann, hüten Sie sich, ein Charakter zu werden; das würde Sie einer kleinen Gefahr aussetzen."

„Und welcher?" fragte Saint-Just.

„Der Gefahr, meine Freundschaft zu verlieren, an der Ihnen freilich wohl nicht viel gelegen ist."

Der junge Föderirte bewies durch einen Feuerblick und einen Händedruck das Gegentheil.

„Sie sprachen von Königen und Kriegen; welcher König wird von dem Dichter gefeiert?"

„Karl der Große; doch es ist eine halbironische Feier, es ist nur die durchsichtige Maske für unseren guten König Ludwig XVI. Das gefällt mir nicht, daß er den leutseligen Herrn verspottet, dem es jetzt traurig genug ergeht. Der Poet liebt überhaupt die Könige nicht; denn er führt in einer Art von Vision den Stammbaum unserer Herrscher bis zur Gegenwart herunter und beleuchtet sie mit kecken, satyrischen Lichtern, die selbst den Heiligenschein des frommen Ludwig nicht verschonen. Ich bin aufgewachsen in königstreuer Gesinnung; mich verletzt dieser Spott.“

„Voltaire gab unserer Muse diesen spöttischen Zug.“

„Doch er verherrlichte unsere Könige. Uebrigens hat sich der junge Poet nach Voltaire gebildet; die Legende schlägt wie in der ‚Pucelle‘ lauter komische Purzelbäume in dem Gedicht; es ist Manches darin zu keck, wie die Schilderung des Klostersturms durch die Sachsen. Eine verwilderte Phantasie! Sie mit Ihrem ernsten Sinn würden diese Bilder

abstoßend finden; doch das sind Auswüchse, über die man hinwegsieht. Das ganze Gedicht aber ist so bunt, so flimmernd von Esprit, so reich an phantastischen Spielen, daß es die willkommenste Lektüre bietet, wenn man den Ereignissen des Tages aus dem Wege gehen will."

„Das ist ein Lob, welches den Dichter kaum stolz machen dürfte," versetzte Saint-Just.

„Ich bin keine Freundin der großen Dichter. Corneille langweilt mich mit seinen erhabenen Helden und pathetischen Alexandrinern; die Dichter sollen uns hinwegtäuschen über den mühseligen Gang der Zeit; über die Sandbänke der Langeweile soll die hochgehende Fluth der Phantasie uns hinwegtragen; uns angenehm zu unterhalten, ist ihre Hauptaufgabe. Und dabei findet sich wohl irgend ein sinnvoller Vers, ein treffendes Wort, das sich unserem Gedächtniß einprägt, das wir mit hineinnehmen können ins Leben. Auch unser Dichter, obschon er nicht mit Sentenzen beladen ist und lässig seinen Weg dahinschlendert, hat einige Verse gefunden, die

mich überaus anmuthen und die ich mir ins Album schreiben möchte. Hören Sie:

‚Siehst Du die Zeit? Es mahnt ihr flücht'ger Lauf
Uns immerdar zu lieben, zu genießen.
Das Leben blüht wie eine Rose auf,
Sie will dem Hauch des Zephyrs sich erschließen.
Es eilt die Zeit von dannen ruhelos;
Sie ruht nur aus in des Genusses Schooß.
„Ein Traum, das Leben," ruft uns Alles zu:
So schließt die Augen und so träumt in Ruh.
So laßt uns lieben in der Jugend Tagen,
Da trägt uns Leidenschaft mit kühnem Schwung,
Wenn matt im Alter unsere Herzen schlagen,
Dann labt uns hold noch die Erinnerung.‘

Anmuthige Verse — man verläßt gleichsam die staubige Heerstraße; man wandert im Schatten und erquickt sich an einem frischen Quell; man lagert sich dort, schließt die Augen und läßt allerlei entzückende Bilder an der Seele vorübergleiten. Das sind Stimmungen, die oft über mich kommen; der Dichter hat ihnen Worte geliehen. Doch Ihnen gefallen diese Verse wohl nicht?"

„Ich habe guten Grund, sie nicht zu loben."

„Freilich, Sie gehören nicht der Jugend an, die auf Abenteuer ausgeht und sich wie Organt, der Held des Gedichtes, mit allen Teufeln herumschlägt, um ein schönes Weib zu erringen. Und wer weiß, ob es Ihnen die Teufel so schwer machen würden? Sie haben etwas Siegsgewisses in Ihrem ganzen Wesen; doch was Sie bewegt, ist nicht die Liebe, es ist der Ehrgeiz. Der Tand der Liebe ist Ihnen zu werthlos; Sie streben nach höheren Zielen; Sie bücken sich nicht nach den Blumen am Wege; das ist zeitraubend und könnte anderen den Vorrang einräumen.“

Frau von Saint-Amaranthe hatte sich bei diesen Worten erhoben und das Buch beiseite geworfen in die Sophaecke.

„Ich fürchte mich fast, in Ihren Augen allzuunbedeutend zu erscheinen, wenn ich mit solchen leichtfertigen Dichtern verkehre, und doch wäre mir Ihre Geringschätzung doppelt empfindlich.“

„Sie irren sich,“ versetzte der junge Führer der Föderirten „und ich werde Ihnen diesen Irr-

thum bald benehmen. Wer ist denn der Verfasser des Gedichtes?"

„Er hat sich nicht auf dem Titelblatt genannt. Ein Schüler Voltaire's, vielleicht aus höheren Kreisen, aus den Kreisen der Mirabeau."

„Sie irren sich wiederum: der Verfasser dieses Gedichtes ‚Organt' ist mein bester Schul- und Jugendfreund; ich kenne es auswendig."

„Und Sie lassen mich in aller Breite Ihnen den Inhalt wiederholen?"

„Es war ein kleines Examen; der Autor ist selten in der günstigen Lage, seine Leser und Leserinnen examiniren zu können, wie sie Inhalt und Geist seines Werkes erfaßt haben; ich war es jetzt, denn das Gedicht ist von mir."

„Von Ihnen?" fragte die schöne Frau zweifelnd.

„Trauen Sie mir diese Verse nicht zu?"

„Nein, wirklich nicht!"

„Das Talent, ein solches Gedicht zu schaffen, ist gering genug, und selbst dies geringe Talent bestreitet mir Ihr Zweifel. Ich bin nicht eitel, Madame; aber ich

glaubte, unsere kurze Bekanntschaft würde mich bei Ihnen in ein günstigeres Licht gestellt haben. Seh' ich denn so talentlos aus? Scheine ich so sehr von allen Musen und Grazien verlassen, nur geschaffen, um mit dem Schwerte dreinzuschlagen? Dann möchte ich die Schärpe des Offiziers zerreißen; sie ist ein Zeichen unserer strengen Bürgerpflicht, die Allen gemeinsam ist; aber das schöne Vorrecht des Talentes allein vermag die Herzen zu gewinnen."

„Und daran wäre Ihnen gelegen, Ihnen?"

„Vergessen Sie nicht, ich habe den Organt gedichtet."

Frau Saint-Amaranthe hatte während der letzten Reden ihren jungen Freund scharf und prüfend ins Auge gefaßt, sie saß ihm gegenüber und sagte mit einem Lächeln, das mehr freundlich als spöttisch erschien: „Ich zweifle nicht an Ihrem Talent; aber Sie erschienen mir bisher wie ein junger Cato, und die römischen Catonen dichten keine Liebeselegieen; mit diesem schwertscharfen

Blick, mit diesem entschlossenen Zug um den Mund ist man kein Organt, auch wenn man zwanzig Jahre zählt wie dieser und vielleicht auch ein so schrecklicher Ketzer ist wie dieser, der die Reliquien und Heiligen verspottet; doch ich glaubte, ein solcher Cato könnte nie die Liebe zu einer Nicette besingen."

„Er hat es gethan."

„Sie ein glücklicher Schäfer — ich erstaune. Wo ist der schalkhafte Zug um Ihre Lippen, wo der schwärmerische Blick des Auges? Giebt es eine Flamme, in welcher man so stahlharte Seelen schmelzt? Freilich, dazu bedarf es einer Nicette; wer könnte Modell sitzen zu einer so anmuthigen Schönen vom Lande?

Wohl wünsch' ich die Geliebte zart und fein,
Doch eine Göttin braucht sie nicht zu sein.
Sie suchend schweif' ich durch die Felder hin;
Schlank sei ihr Wuchs und offen sei ihr Sinn;
Sanft sei ihr Herz, ihr Auge leuchte klar,
Und älter sei sie nicht, als fünfzehn Jahr'!
Ihr Lächeln anmuthsvoll, doch nicht zu keck,
Verrathe Schalkheit, lauschend im Versteck."

Die Dame hatte das Buch wieder zur Hand genommen und las diese Stelle dem Dichter vor; dann rief sie weiter blätternd: „Und dazu ein blaues Auge, ein frischer Teint, ein weißes und kurzes Unterröckchen; das also ist das Ideal des jungen Dichters; vielleicht würde einem solchen Wesen gegenüber, wenn es im Schatten einer Ulme bei seinen Lämmern sitzt, auch der liebende Doppelgänger Organts weicher gestimmt werden, ein süßes Lächeln sich an seine Lippen heften! Doch dies Ideal ist ja für uns traurige Weltdamen unerreichbar. Fünfzehn Jahre, es ist rührend! O, daß so geistreiche Männer für die Dummheit schwärmen: denn fünfzehn Jahre, was heißt das anders?“

Saint-Just störte nicht die Ergüsse der regsamen Frau, sie schmeichelten ihm. Klang es nicht daraus hervor wie Eifersucht auf alle Nebenbuhlerinnen, mochten sie nun der Phantasie des Dichters oder der greifbaren Wirklichkeit angehören? Die feurigen Blicke, die sie ihm dabei zuwarf, konnten diesen Eindruck nur verstärken.

„Nicette und immer Nicette! Ist die Schöpferkraft des Poeten so arm, daß sie keine anderen weiblichen Ideale zu gestalten vermag, als dies halbe Kind im kurzen Röckchen? Ich blättere und blättere. Da ist Dame Kunigunde, die böse Hälfte des Königs Karl, die Alles ihrer wilden Wuth, ihrer Ueppigkeit opfert und mit stoischer Ruhe auf jeden Frevel blickt; da ist Adelinde, die von dem Sattel eines Ritters auf den des andern in die Arme eines Mönches geräth und zuletzt auf einem Feuerwagen durch die Lüfte fährt; doch von dieser Schönheit ist der Dichter nicht begeistert; nur ein geflügelter Esel widmet ihr in der Sprache, die ihm die Natur verliehen, eine geflügelte Liebeserklärung. Wer möchte Adelinde sein! Nein, nein, es bleibt bei Nicette: Organt liebt nur Nicette, wer könnte mit ihr wetteifern?"

Mißmuthig warf die schöne Frau das Buch wieder in die Sophaecke; dann, auf ihren vollen Arm gestützt, blickte sie zu ihrem Gaste mit einem schalkhaften Lächeln hinüber, das freilich nicht so

harmlos war, wie das der zierlichen Nicette, wenn diese mit ihrem verrätherischen Unterröckchen himund-herschwenkte.

„Was doch Alles in einem Menschenkopfe und in einem Menschenherzen neben einander Platz hat: die Schärpe des Föderirten als Liebesband, welches sich um die Lämmchen und das Herzchen einer Nicette schlingt; Römersinn, der vom Capitol schwärmt und dabei auf dem Forum die Heerde weiden möchte! Welches ist denn Ihr rechtes Gesicht, mein junger Freund? Ei, ei, Sie sind vielleicht ein Heuchler und essen die spartanische Suppe vor allem Volk, während Sie in der Stille in allen Leckereien des Lucull schwelgen. Sie nehmen eine Miene an wie ein Marmorbild. Stein der Kopf, Stein das Herz, und im Stillen küssen Sie vielleicht eine Nicette nicht nur, auch eine Adelinde, wenn die schäferliche Sorte gerade nicht vorhanden ist. Jedenfalls sind Sie ein Räthsel, das meine Neugier wachruft — und es ist stets gefährlich, die Neugier der Frauen zu wecken."

„Eine anmuthige Gefahr, die noch süßere im Gefolge hat, denen Allen ich zu trotzen wage," erwiderte jetzt Saint-Just, indem er seinen Schaukelstuhl näher an das Sopha rückte. Die Sonne draußen neigte sich zum Untergang; das rücksichtslose Tageslicht wich einem milderen Schein, der den Lebenskalender der liebenswürdigen Frau nicht so aufdringlich erhellte, die kleinen Nachhilfen, welche den jugendlichen Reiz zu ersetzen suchten, nicht so offenherzig den spürenden Blicken preisgab. Und so im wachsenden Dämmer des Abends, in den einige rothe Sonnenlichter durch die Scheiben hereinspielten, in dem koketten Kleid, das noch die schwindende Mode der Versailler Hofdamen wahrte, erschien sie wie eine jener verführerischen Schönheiten, die auf dem knirschenden Kies der Gänge des Parks, bei den sprudelnden Fontainen, hinter den Bosquets auf und niederwanderten, stets bereit, dem lockenden Abenteuer in die Arme zu fallen: eine von dem Piedestal herabgestiegene Göttin, allerdings im Karnevalsputz der Mode und nicht

in olympischer Herrlichkeit, aber so abenteuerlustig, wie irgend eine Olympierin, die unter den Staubgeborenen einen Adonis sucht. Der Dichter des „Organt“ war auf einmal wie in ihrem Bann gefangen; in dem Politiker war die Romantik wiedererwacht, und wenn er der phantastischen Träume und heiteren Scherze seiner Dichtung gedachte, konnte er mit diesen Arabesken ein schöneres Bild umkränzen?

Er gab ihr die Hand, die sie dies Mal längere Zeit in der ihrigen festhielt.

„Ich bin kein Heuchler,“ sagte er, „und möchte am wenigsten bei Ihnen dafür gelten. Es ist wahr, ich habe Ehrgeiz, ich dürste nach großen Thaten; doch bin ich deshalb unempfänglich für stilles Glück? In den Pausen des Gewitters schlagen die Nachtigallen am schönsten. Bin ich Ihnen ein Räthsel, so gönnen Sie sich die Muße, es zu lösen, vielleicht bin ich mir selbst eins und vielleicht erscheint sich jeder Mensch so, wenn er sein Heute im Spiegel des Gestern erblickt. Auch Sie sind mir ein Räthsel,

oder, sag' ich lieber, ein Geheimniß: denn das ist kein Räthsel, was sich so anmuthig und harmonisch giebt; Schönheit und Grazie sprechen eine allverständliche Sprache. Doch ein Geheimniß ist es mir, wie Sie hier in dieser grünen Einsamkeit sich einspinnen, eine reizende Anachoretin, und ob Sie so allein, ganz allein nur mit Ihren beneidenswerthen Blumen leben?"

„Ich bin allein," sagte Frau Saint=Amaranthe, doch es lag keine melancholische Färbung in diesen Worten; „meine Geschichte ist sehr kurz, doch ich will sie Ihnen erzählen. Die Welt draußen soll Nichts davon hören, schließen wir die Vorhänge!"

Sie zog den Schellenzug; die Zofe erschien, setzte eine Lampe auf den Tisch und zog die Vorhänge zu.

„Ich war vermählt, ich bin es vielleicht noch," begann die schöne Frau, welche dafür sorgte, daß die Lampe nur ein mildes, dämmerndes Licht verbreitete; „man ist sehr thöricht, wenn man jung ist: was besticht uns da nicht, glänzende Uniformen,

ein stattliches Wesen, der äußere Schein! Dazu Parkgänge, Taxushecken, Blüthenduft! Es war im Park meines Onkels, wo ich den jungen Offizier zuerst kennen lernte, wo ich die ersten schönen Tage mit ihm verlebte, und noch heute ist diese Erinnerung so mächtig in mir, daß sie mir noch ein nachtönendes, unbefangenes Glück gewährt, trotz des schlimmen Unheils, das mir später aus dieser Liebe erwachsen ist. Noch heute schwebt mir lebhaft die Stunde vor, wo er sich mir erklärte. Ein Gewitter war niedergegangen über den Park; doch im Sonnenschein hatten sich alle Tropfen in funkelnde Sterne verwandelt; ein siebenfarbig Leuchten blitzte aus allen Büschen. Ueber den feuchten Kies schritten wir vorsichtig; ich hob das Kleid ein wenig und war voll Sorge für meine leichten Schuhe; möglich, daß ich dabei dem Begleiter ein Füßchen zeigte, und das ist das Einzige, was ich mit Ihrer zierlichen Nicette gemein habe."

Saint-Just wagte einen Blick auf den Teppich zu werfen, und in der That, die Füßchen lauschten

beweiskräftig unter dem Saume des Kleides hervor.

„Wir näherten uns einer alten Eiche, in welche der Blitz geschlagen hatte. Unter ihr stand das Bild einer Venus; es war gerade kein Meisterwerk; irgend eine Schönheit vom Lande hatte der Phantasie des Bildhauers vorgeschwebt, als er aus dem Stein diese kräftigen Glieder herausmeißelte. Doch das Gewitter hatte die unglückliche Göttin arg entstellt: nicht nur der Sturm hatte einen Eichenast auf sie herabgeschleudert, der ihr den Arm zerschlug; auch der Blitz hatte sie schwarz gefärbt, eine rußige Schönheitsgöttin, welche die Neger anbeten konnten. Mochte es nun der Gegensatz sein — mein Teint war damals wirklich von einer Frische und Reinheit, die keiner Nachhilfe bedurfte — kurz, bei dieser schwarzen Venus unter der blitzgetroffenen Eiche, auf dem feuchten Kies des Parks bot mir der schmucke Offizier seine Hand und sein Herz an. Ich fürchtete das böse Vorzeichen nicht; ich war betroffen, doch nur vor Freude; ich freute mich

meines Sieges und noch mehr — auf den ersten Kuß der Liebe. Es war kindisch, ich hatte noch nie geküßt, abgesehen von den nüchternen Familienküssen; doch ich dachte es mir entzückend, so nach Herzenslust küssen zu können. Darum sagt' ich mein Ja so rasch wie möglich; nun stand nichts mehr im Wege, und die schwarze Venus wird ihre Freude gehabt haben, wie tapfer ich zu Werke ging. Die Küsse fielen wie die Maikäfer von den Bäumen, wenn man sie schüttelt, und ich war eine sehr glückliche Braut."

Der Dichter des „Organt" schien ein zierliches Madrigal über diese Begebenheit zu dichten, so andächtig hörte er auf die Erzählung. Er lächelte; seine feinen Züge hatten einen ganz anderen Ausdruck gewonnen, so weich, so kindlich; er hatte offenbar das Föderationsfest und den König Ludwig XVI. ganz vergessen und hätte eine Einladung zu einem Schäferfest in Trianon ohne Murren angenommen.

„Die Familie hatte nichts gegen die Heirath einzuwenden; meine Eltern waren todt; der Onkel

gab seine Zustimmung. Ich hatte ein mäßiges Vermögen, mein Bräutigam auch; wir wurden also durch den Segen der Kirche ein glückliches Paar. Nun begann ich, den Charakter meines Mannes zu studiren. Das geschieht immer erst nach der Hochzeit, vorher hat man nicht Zeit dazu; es war ein Kraftmensch, eine Blitz- und Wetternatur, maßlos in allem, was er unternahm, Feuer und Flamme im Augenblick, dann wieder verkohlte Asche! So war's auch mit seiner Liebe. Seine Sache war das Gewagte und Wilde, und da die Zeit friedlich war, so suchte er die Wagespiele des Friedens auf: halsbrechende Ritte und hohes Hazardspiel. Er verlor sein Vermögen und wollte auch das meine wagen, ich blieb standhaft. So machte er Spielschulden, die er nicht bezahlen konnte; er mußte seine Charge als Offizier aufgeben und verließ mich eines Tages in bitterster Feindschaft, weil er mich für sein Unglück verantwortlich machte, um nie wiederzukommen."

„Sie haben nie von ihm wieder gehört?"

„Nach Jahren — denn es sind zwölf Jahre, daß er sich von mir getrennt hat — erfuhr ich, daß er in Amerika an Lafayette's Seite gefochten habe; es war ein heimkehrender Kampfgenosse, der es mir mittheilte. Er selbst hat nie an mich geschrieben."

„Und so sind Sie einsam, ganz einsam in der Welt?"

„Ich habe eine Tochter, sie wird im Kloster erzogen; vielleicht ruf' ich sie bald zu mir zurück. Ich lebe mit meinen Blumen, mit meinen Büchern, mit einigen Freunden; doch die Zeit ist schlimm, man kann nicht in Ruhe leben. Die Freunde trennen sich von einander, die Meinungen bekämpfen sich und aus den Meinungen werden Thaten. Da haben Sie meine Beichte."

„Ich kann in allem diesem keine Schuld sehen."

„Nun, dann doch gewiß ein Unglück; oder ist's kein Unglück, so verlassen dazustehen, mit einer Pflicht, welche bindet, einem Recht, das schlummert, einem Herzen, das von Leidenschaft erglüht? Doch ich bin fest entschlossen, mich ins Leben zu stürzen

und einige Schranken zu überspringen, die mich hemmen. Ich muß es sogar: meine Vermögensverhältnisse sind ungünstig geworden; man hat mein Eigenthum schlecht verwaltet; ich muß mich rühren, daß ich nicht zur Bettlerin werde. Ich habe einen Plan; ich erzähle Ihnen vielleicht ein anderes Mal davon, und jetzt, da Sie mein Leben auswendig kennen, erscheint es Ihnen vielleicht geeignet zu einem Roman in Versen, wie Ihr ‚Organt‘; wollen Sie mich auch wie Ihre Heldinnen einen Eselsritt durch die Wolken unternehmen und mit bösen Dämonen kämpfen lassen, zu denen für mich mein seliger Gatte gehört, oder dichten Sie ein kleines Schlußkapitel dazu, ein Kapitel umkränzt von den Ranken und Blüthen Ihrer Freundschaft?"

„Das will ich in der That," versetzte Saint-Just, indem er die schöne Freundin stürmisch ans Herz drückte; er fand sie voll Anmuth und verführerisch. Doch sie wehrte dem zweiten Kuß.

„Es ist heute Zeit, daß wir scheiden," sagte sie; „mir genügt das schöne Gefühl, einen Freund

gefunden zu haben. Auf Wiedersehen, wenn Sie wieder nach Paris kommen."

Saint-Just schied wie berauscht; Blüthenduft im trauten Gemach und Frauenschönheit hatten ihm den Kopf und das Herz verwirrt.

Im Garten bückte er sich, pflückte Blumen von einem Beet und wand sie zum Strauß, nicht für Frau von Saint-Amaranthe, sondern für den großen bewunderten Volksmann, den Advokaten von Arras, den Deputirten Maximilian Robespierre, den er in Versailles aufsuchen wollte, als müßte er sich emporranken an einer starken, unerschütterlichen Größe, damit nicht die Liebe der Delila die Kraft ihm raube, welche eine große Zeit verlangt.

Drittes Kapitel.

Im Waffenladen.

Seit dieser Begegnung waren einige Monate vergangen.

Es war ein lärmender, wilder Tag im Faubourg Saint-Antoine; wie ein brausendes Meer erhob sich die ganze Vorstadt; sie liegt entfernt vom Champ-de-Mars, und die Echos der versöhnenden Reden des Föderationsfestes hatten längst aufgehört, zu ihr zu dringen. Das Gerücht hatte sich verbreitet, das Château de Vincennes werde noch mehr befestigt. Was, eine neue Zwingburg, kaum, daß die Bastille gefallen ist, dieser Kerker, in dem die Philosophen, in dem sogar eine Mirabeau gefangen saß?

Das darf nicht geduldet werden: Sturm auf das Schloß von Vincennes!

Die Sturmglocke ertönt; Tausende, mit Aexten und Piken bewaffnet, fluthen durch die Straßen. Zögernd versammelt sich die Nationalgarde unter dem Brauer Santerre zur Abwehr, und auf weißem Rosse fliegt der Held zweier Welten, Lafayette, herbei, um seine Schaaren zu mustern. Der Held zweier Welten: nicht blos der alten und neuen Welt, welche der Ocean trennt, sondern auch der alten und neuen Welt auf französischem Boden, in der seekranken Mitte zwischen beiden.

Lebhaft ging es vor einem Waffenladen in der Rue Saint-Antoine her; eine dichte Menge umlagert die Thüren. Die Mehrzahl will Waffen borgen zum bevorstehenden Kampf. Vor der Thür stand der Meister Caillot; den Laden zu schließen hatte er nicht gewagt aus Furcht, daß die Menge ihn dann stürmen würde; aber er wahrte sein Eigenthum mit kräftiger Entschlossenheit. Und in

der That flößte er dem andrängenden Volke eine gewisse Scheu ein — erinnerte doch sein üppiger rother Bart, der tief herabwallte, an Meister Jourdan, den Versailler Pfadfinder; mit einem solchen Bart konnte man nur ein Mann des Volkes sein! Und er war es auch und hatte sogar eine dröhnende Rede gehalten bei den Jakobinern; es war ein wildes Feuer darin gewesen und die Tribüne hatte gebebt unter seinen Faustschlägen. So kurze Zeit er auch erst in Paris verweilte: er erfreute sich großen Ansehens in seiner Straße, in seinem Stadtviertel.

Da stand nun seine riesige Gestalt in der Thür, eine Brechstange hielt er in seinen Händen, und so viele Piken auch um ihn versammelt waren, er bot ihnen allen Trotz; kecke Forderungen wies er mit einer Donnerstimme zurück; er hatte die Lunge eines Mirabeau und Danton.

„Waffen, Meister Caillot, wenn Ihr ein Volksmann seid!"

„Waffen, Waffen," tönte das Echo.

„Fordr' ich Euer Brot umsonst, Bürger Royer, Eure Stiefel, Bürger Cable? Mein Laden ist kein Nationaleigenthum: ich muß leben, wie Ihr Alle, von meiner Hände Arbeit."

„Er hat Recht," riefen viele Stimmen.

„Wir wollen die Schwerter nur geborgt haben," tönte der Ruf von anderer Seite, „wir bringen sie Euch wieder."

„Ich handle nicht mit altem Kram, mit gebrauchten Waaren; ich habe kein Leihinstitut, ich verkaufe meine Arbeit nur an den, der mich bezahlt."

„Recht so," rief eine helle Frauenstimme, „recht so, Meister Caillot! Und ich will den Andern mit gutem Beispiel vorangehen."

Es war Rosa Lacombe, die an der Spitze eines Zuges mit Piken bewaffneter, lärmender Weiber einherschritt.

„Ich brauche einen neuen Säbel, der alte ist mir schartig geworden. Zeigt mir Eure Waare und nennt Euren Preis."

Sie schritt in den Waffenladen; Meister Caillot hielt noch eine Zeit lang Wache an den Thüren, während die Schauspielerin die im Laden hängende blitzende Wehr der Reihe nach prüfte.

Die Volksmenge verlief sich indeß. Das Beispiel der gefeierten Lacombe, welche, ehe sie in den Laden eintrat, dem Volke ihre volle Börse gezeigt hatte, um ihm den einzigen vollgiltigen Rechtstitel zum Eintritt vor Augen zu führen, wirkte entmuthigend auch auf diejenigen, die nicht abgeneigt schienen, selbst mit Gewalt den Zutritt zu dem Waffenladen zu erzwingen. Nur der Zug der Frauen harrte noch seiner Führerin. In die stürmischen Kampfrufe der wieder abziehenden Menge stimmten auch sie ein, die Piken schwenkend; einige jüngere Schönheiten schüttelten wild ihre Locken; sie glaubten dadurch der gefeierten Theroigne von Mericourt ähnlich zu werden, jener Pallas Athene der Revolution, die auf der nach Versailles fahrenden Kanone saß; denn Rosa Lacombe war zwar eine Volksrednerin wie wenige, eine Klub-

präsidentin von großer Energie, auch ein tapferes und schönes Weib; aber sie besaß keinen Ehrendegen, wie Theroigne, und sie war nicht Mode, wie diese es war; denn auch die Revolution hatte ihre Moden und in allen Hallen und Straßen von Paris tönte der Name der verwegenen Bastillenstürmerin wieder.

Während Rosa Lacombe mit Meister Caillot über den prächtigen Degen feilschte, belustigten sich die Frauen mit dem Gesang wilder Lieder. Es war eine aufgeregte Zeit und diese Erregung wirkte elektrisch auf die Nerven; die Frauen des Faubourg Saint-Antoine hatten so gut ihre Nerven, wie diejenigen des Faubourg Saint-Germain. Da kam ein stattlicher Wagen mit einem schäumenden Gespann über die Straße dahergerollt; der Kutscher peitschte die Pferde rücksichtslos an; er wollte offenbar durch den aufrührerischen Stadttheil so rasch wie möglich hindurchkommen; doch die Heldinnen der Straße waren nicht geneigt, sich von vornehmen Karossen beiseite sprengen zu lassen. Einige der

tollkühnsten fielen den Pferden in die Zügel, andere dem Kutscher in den Arm, als dieser mit seiner Peitsche sich gegen den Ueberfall wehren wollte; wieder andere rissen den Schlag auf und zwangen die im Wagen Sitzenden auszusteigen.

Es waren zwei Frauen: die Aeltere trug ein Kreuz um den Hals, das sie andächtig küßte, als sie den Megären der Straße gegenüber stand; sie machte den Eindruck einer frommen Schwester und war weit davon entfernt, dies verleugnen zu wollen, so sehr schon damals der heilige Beruf in Acht und Bann gethan war. Die Todtenblässe auf ihren Zügen war wohl nicht die Folge des Schrecks über die Begegnung mit der wilden Menge der Frauen; es war die Blässe, welche sie immer zur Schau trug, eine Folge des Alters, des Verzichts auf alle Lebensfreuden, der klösterlichen Abgeschiedenheit. Anders war es bei ihrer Begleiterin: auch sie sah todtenbleich aus; doch diese Blässe gehörte nur dem Augenblick an; nur Angst und Schrecken hatten die sonst blühenden Züge angekränkelt. Es war ein

junges Mädchen, und man konnte fast glauben, daß die fromme Frau eine lebende Madonna mit zu sich in den Wagen gesetzt hatte: so sehr erinnerte die junge auffallende Schönheit an die Bilder alter Meister. Die feinen hochgeschwungenen Augenbrauen, das reizende Oval des Gesichts, das liebliche Lächeln um die Lippen, das die unfreundliche Begegnung, der stürmische Ueberfall nur auf einen Augenblick verbannen konnte, die anmuthige, schlanke und hohe Gestalt: alles das verfehlte selbst auf die erregten Frauen nicht, Eindruck zu machen. Die Nächsten wichen mit einer gewißen Scheu zurück, als sie vom Tritt des Wagens herabsprang und in ihre Mitte trat.

„Laßt uns ruhig des Weges ziehen,“ sagte sie gefaßt; „wir hindern ja auch Euch nicht daran. Freiheit den Einen wie den Andern.“

Sie sprach diese Worte mit einer sanften melodischen Stimme; ihre Begleiterin zeigte nicht den gleichen Muth; sie stand schweigend und zitternd an ihrer Seite.

„Das dulden wir nicht,“ rief eine alte Megäre; „wir sind es müde, uns überfahren zu lassen von den Aristokratinnen, den frechen Kammerzofen der Oesterreicherin.“

Und die Piken, Feuerzangen und verrosteten Pistolen, mit denen der Schwarm bewaffnet war, machten wiederum eine drohende Bewegung gegen das schöne Mädchen, dessen Muth mit der Gefahr zu wachsen schien.

Doch ließen sich auch versöhnlichere Stimmen vernehmen.

„Laßt sie ziehen,“ rief eine Dame der Halle mit einem kräftigen Organ, aber einem weichen Herzen; „es ist ein artiges Kind.“

„Ich will mit ihr Freundschaft schließen,“ rief ein junges Mädchen in zweideutigem Putz.

„Das wäre ein Fang,“ flüsterte eine verschrumpfte Alte mit triefenden Augen, indem sie ihre Finger wie habsüchtige Harpyenkrallen nach dem jungen Blut ausstreckte.

„Ich danke Euch, Bürgerinnen,“ rief das

Mädchen mit rascher Entschlossenheit, um den günstigen Augenblick zu benutzen; „steigt in den Wagen, Schwester Ursula! Und mag der Kutscher langsam fahren!“

Sie wandte sich, um der Begleiterin in die Karosse hineinzuhelfen; die Frauen standen unentschieden, obschon einige mit heftigen Geberden und geifernden Worten verlangten, daß man die Aristokratinnen nicht so leichten Kaufs davonkommen lasse.

Da ertönte eine helle, den ganzen Lärm beherrschende Stimme von der Ladenthür:

„Was geht hier vor?“

Rosa Lacombe stand dort und schwang die eben erhandelte blitzende Klinge übermüthig durch die Lüfte.

Das Mädchen wandte sich um; es erkannte mit raschem Blick die neue drohende Gefahr; denn das war eine siegsgewiße Führerin, der die Andern gehorchten; das war kein Dirne aus der Hefe des Volkes; sie war stattlich und schön und haßte vielleicht die Schönheit, die mit ihr wetteifern oder

ihr den Rang ablaufen konnte. Blitzschnell folgten sich diese Gedankenreihen; ihr Instinkt hatte das Rechte getroffen. Kaum hatte Rosa Lacombe das Mädchen gesehen, als sie wie eine Furie die Stufen vor der Ladenthür hinabflog.

„Was ist's mit dieser da?“ fragte sie gebieterisch. Die Frauen ertheilten ihr Auskunft, lärmten und zeterten auf einmal wieder gegen die Aristokratin.

Rosa Lacombe warf die Wagenthür zu und rief mit kräftiger Stimme dem Kutscher ein Vorwärts zu. Dieser schwang die Peitsche; die Pferde griffen aus und im Wagengerassel verhallte der Hilfeschrei der Schwester Ursula, welche mit gerungenen Händen zum Wagenfenster heraussah und den Namen „Manon“ unaufhörlich rief.

Jetzt war die Fremde ganz in der Gewalt des wilden Schwarms.

Rosa legte die Hand auf ihre Schultern und sah ihr höhnend ins Gesicht.

„Ein allerliebstes Lärvchen, gepflegt im Boudoir

oder in der Klosterzelle, die doch auch nur ein schmuckloseres Boudoir ist, wo die vornehmen Topfblumen zur Blüthe gezeitigt werden. Ei, wie gefällt Dir's auf der Straße, Du feines Zimmerpflänzchen? Hier weht ein etwas rauherer Wind, der Dir den Teint verderben kann. Und solch ein sanftes Gesichtchen, wie es die Engel haben am Plafond eines Klosterrefektoriums, die so gutmüthig aus den Wolken herabsehen, als riefen sie den frommen Mönchen und Nonnen, die hier so profan mit Gabel und Messer fechten, ein freundliches: ‚Gesegnete Mahlzeit' zu."

Ein schallendes Gelächter ertönte aus dem Kreise, der sich um Rosa und Manon gebildet hatte; doch diese waffnete sich, dem triumphirenden Hohn ihrer Feindin gegenüber, mit der stillen Hoheit, die auch ihrem sanften Wesen eigen war; sie warf ihr einen verachtenden Blick zu, der die Volksführerin noch mehr reizte.

„Doch diese Engelsgesichter lügen; diese Sanftmuth ist nichts als schnöde Heuchelei; kein Mitleid

regt sich in ihrer Brust, wenn ihre schnaubenden Rosse über die Töchter des Volks und ihre Kinder hinwegbrausen. Da wiegen sie sich mit grenzenlosem Hochmuth in ihren Kissen; doch Hochmuth kommt vor dem Fall! Bürgerinnen, sie soll uns begleiten; sie soll mit ins Feuer, und da sie die Waffen nicht schwingen kann, so soll sie unserem Marsch als Trommelschlägerin vorausgehen. Vorn die Kleine vom Pastetenbäcker ist schon müde! Heda, Jeanne, gieb Deine Trommel her, Du sollst abgelöst werden."

„Eher sollt Ihr mich tödten," sagte Manon mit fester Ruhe, „als daß ich Euch die Trommel rühre!"

Jeanne, ein semmelblondes Kind mit rothen Pausbacken, war inzwischen herbeigesprungen, indem sie im Lauf, um ihre Kunstfertigkeit zu zeigen, noch einige Wirbel schlug.

„Die wird's nicht verstehn," sagte sie geringschätzig, indem sie die Trommel von ihrem Gurte löste.

„Schadet nichts," rief Rosa Lacombe, „wir helfen ihr, und wenn sie's nicht lernen will, sollen die Schlägel auf ihr selbst herumtanzen."

Jetzt stürzte die Horde auf Manon los, die sich vergeblich sträubte und wehrte. In diesem Kampf zerriß ihr Kleid, der Puder stäubte aus ihren Haaren.

„So ist's recht . . sie sieht bald so wild aus wie unsereins; machen wir ihre Toilette für die Straße zurecht! Sie soll mit ihren seidenen Schuhchen tapfer durch den Schmutz waten."

Es gelang Rosa, ihr die Trommel fest anzubinden, während Manon noch mit der einen Hand verzweifelt sich wehrte und mit der andern schamhaft das zerrissene Kleid zusammenraffte.

Ihre Kräfte schwanden ihr; sie hatte allein auf sich selbst vertrauen wollen; doch was vermochte sie solcher Uebermacht und blinden Wuth gegenüber? Es blieb ihr nichts übrig, als um Hilfe zu rufen, und die Hilfe war ihr näher als sie glaubte.

„Ein ruhmvoller Sieg . . zwanzig gegen eine . . schämt Euch, Bürgerinnen!"

Es war die Stimme des Meisters Caillot, die

sich so vernehmen ließ; er trat auf die Straße, indem er mit kräftigen Fäusten sich Bahn durch die Menge brach.

„Das ist Hohn, Rosa Lacombe, — was hat Dir das arme Kind gethan?"

„Es ist eine freche Aristokratin; alles halten sie für ihr Vorrecht, selbst die Schönheit. Nun, wenn sie einmal von alten tapferen Geschlechtern stammt, so kann sie jetzt ihren Muth beweisen und mit uns in den Kampf ziehen. Ihre seligen Ahnen schlugen ja auch drein, ohne viel zu fragen, wofür; sie möge ihrem Beispiel folgen und sich zu einer Jeanne d'Arc präpariren. Hier ist die Trommel, mein Kind! Du weigerst Dich; sieh, so rührt man die Schlägel!"

Und sie schlug Manon damit auf die Finger, daß diese einen leichten Aufschrei nicht unterdrücken konnte.

„Zurück, Rosa Lacombe, und Ihr alle. Es ist schändlich, ein junges Mädchen zu mißhandeln. Sie steht jetzt in meinem Schutz."

Der riesige Meister überragte um Kopfeshöhe den ganzen Schwarm der Straßenmänaden; er war der Mann, sich Respekt zu verschaffen. Zwei Piken, die ihm im Wege waren, zerbrach er wie Binsen; die Trommel band er los von Manons Gurt und warf sie klirrend auf die Straße.

Rosa trat ihm zornglühend entgegen.

„Ich weiß, Deine Waffe ist gut," sagte er, „ich habe sie selbst geschmiedet. Wage es nicht, sie gegen mich zu wenden: sie würde ihren Dienst versagen, und wäre dies nicht, der verwundete Leu noch zerreißt seinen Feind."

„Gewiß, auch die Tatzen des Bären sind gefährlich; ich habe nicht Lust, mich mit ihm in einen Kampf einzulassen," sagte die Lacombe, indem sie den Säbel in die Scheide steckte. „Im Uebrigen lob' ich Deinen Geschmack, Bürger Caillot; man muß seinen guten Freunden auch einmal etwas gönnen!"

Eine feurige Röthe überflog jetzt Manons Wangen, feuriger noch, als sie die Erregung des

Kampfes hervorgerufen hatte; sie sah fragend zu dem Retter empor; war es vielleicht ein schlimmerer Gegner als die andern?

„Fürchte nichts, mein Kind," sagte er beruhigend; „kümmere Dich nicht um das, was die verrufenste Lästerzunge von Paris Dir sagt. Du bist sicher in meinem Hause, im Schutze meiner Haushälterin, und wenn hier der Spuk vorüber ist, will ich dafür sorgen, daß Du eben so sicher zu den Deinen kommst!"

Und er winkte der Haushälterin, die aus einem Fenster des Hauses auf die Straße herabsah.

„Auf nach Vincennes," rief Rosa Lacombe; „kein Stein der Zwingfeste soll auf dem andern bleiben, und wenn die blauen Nationalgarden sie schützen wollen, so haben sie's mit uns zu thun. Wer keine Pike hat, soll zur Hacke und zum Spaten greifen; klopft unterwegs an die Thüren, Bürgerinnen. Hört Ihr die Trommeln von nah und fern? Es ist Zeit . . . voran!"

Der Säbel blitzte im Sonnenschein. Die

lärmende Menge der Frauen folgte ihrer Führerin mit einem Kampfgeheul, wie es die Rothhäute in den amerikanischen Wäldern ausstoßen.

Manon befand sich bald in dem kleinen Hinterzimmer des Ladens. Meister Caillot und Mutter Susanne waren beschäftigt, ihr die beste Pflege angedeihen zu lassen; die Letztere bewaffnete sich mit der Nadel, um den Riß des Kleides festzuheften, während der Meister bisweilen in den Laden gerufen wurde, wo sich zahlreiche Kunden einfanden; denn obwohl die Vorstadt Saint-Antoine sich meistens mit rostigen Waffen behalf, so gab es doch auch genug zahlungsfähige Käufer, welche sich den Luxus einer neuen Mordwaffe gönnten.

Manon hatte sich allmälig erholt; das frische Roth war auf ihre Wangen zurückgekehrt, das Lächeln auf ihre Lippen. Das Abenteuer, das sie erlebt hatte, lag auf einmal schon weit hinter ihr; sie hatte noch den ganzen Schwung der Jugend, der leicht über alles Mißliche hinwegträgt. Sie würde

es sogar im heiteren Lichte gesehen haben, wenn nicht ihr Herz sich empört hätte über den aufrührerischen Geist, der das Volk beherrschte, über die grenzenlosen Ausschreitungen der Menge.

Meister Caillot fand Muße, sich eine Zeit lang zu seinem Schützling zu setzen, den er mit Antheil betrachtete.

„Du warst im Kloster, Bürgerin?“ fragte er.

„Ja, bei den Ursulinerinnen.“

„Und Du verläßt das Kloster jetzt?“

„Ich kehre zu meiner Mutter zurück. Das Kloster wird geschlossen.“

„Und hat es Dir behagt in den engen, verschlossenen Räumen?“

„Wir hatten einen schönen Garten . . . es war so still unter den ragenden Ulmen und Linden, und wenn von den Straßen herüber der ferne Lärm ertönte, so fühlten wir uns doppelt glücklich in unserer trauten Einsamkeit. Wir lernten und lasen und dachten viel im Stillen, und dann war ja keine von uns allein; wir schlossen dort Freund-

schaften fürs Leben, und es ist mir sehr schwer geworden, mich von meiner Louison zu trennen."

Die Züge der anmuthigen Sprecherin nahmen bei diesen Worten einen sanften, melancholischen Ausdruck an.

„Und nach dem, was ich heute erlebt, habe ich wohl allen Grund, mich nach der Stille des Klosters zurückzusehnen. Wenn's draußen so zugeht, wie soll man da glücklich leben? Hohe Mauern und verschlossene Thore: das ist die einzige Rettung!"

Meister Caillot hörte nur halb auf diese Worte; so war er vertieft in den Anblick des reizenden Geschöpfes; es war ein Etwas in diesen Zügen, was ihn besonders zu fesseln und in tieferes Nachdenken zu versetzen schien.

„Nun, die Klöster," sagte er dann, indem er seinen langen, rothen Bart sich strich, „werden geschlossen. Und das mit Recht," fügte er hinzu mit blitzendem Auge; es schien, als wäre ein geistiger Lebensnerv in ihm berührt. „Die Zeit der Drohnen

ist vorüber; Arbeit ist die Losung, aber die Arbeit soll auch ihren Lohn finden. Es blitzt ein Licht auf über der Menschheit und wandelt vom Aufgang zum Niedergang und leuchtet hinein in die dumpfen Zellen, und wenn sie sich dagegen versperren wollen, da wird das Licht zum Feuer, das sie niederbrennt. Es giebt Feuersbrünste, die sich nicht löschen lassen, und die Vernunft hat ihre Brenngläser, unter denen das Licht zur Flamme wird."

Mit ängstlichen Blicken sah Manon zu dem Waffenschmied empor, der sich in seiner ganzen Größe aufgerichtet hatte; es wurde ihr unheimlich zu Muthe bei diesen Reden, und der Riese selbst, wie er so dastand, mit starren Augen vor sich hinblickend, hatte nichts Vertrauenerweckendes.

Doch er wandte sich bald wieder mit freundlichem Lächeln seiner Schutzbefohlenen zu.

„Du hast dergleichen noch nicht gehört, Bürgerin, und magst Dich bekreuzigen vor solchen Ketzereien. Fürchte Dich nicht; wir tragen keine Brandfackeln in den Händen, und die liebliche Un-

schuld wird stets sicher wohnen, auch im Hause der Bilderstürmer. Doch auf der Straße ist's ruhiger geworden; alles ist hinausgestürmt nach dem Château Vincennes. Susanne soll Dich jetzt nach Hause bringen. Wo wohnt Deine Mutter?"

„In Passy!"

„Das ist sehr weit, und doch gehst Du sicherer zu Fuß. Ihr mögt Euch lieber längere Zeit ausruhen in der Rue Saint-Honoré, wo Susannens Tochter wohnt. Doch in diesem Kostüm, meine Kleine, ist's heute nicht möglich, Paris zu durchwandern; Susanne wird Dir bürgerliche Kleider borgen und taktfeste Schuhe; Du mußt Dich bei ihr umkleiden. Einem so feinen Schmetterling würden sie sonst leicht den Blüthenstaub von den Schwingen streifen."

Es bedurfte kaum dieser Mahnung. Manon hatte schon von selbst eingesehen, daß sie an einem Tage des Volksaufstandes nicht in ihren seidenen Schuhen über die Straßen wandern konnte; sie folgte daher der Alten bereitwillig, und nachdem

sie eine Zeit in ihren Gemächern verweilt hatte, erschien sie im einfachsten Gewande der Frauen und Mädchen des Pariser Volkes.

„Pardieu,“ rief der Meister, „obschon dies Gesichtchen im Capuchon eines Mantels halb verborgen ist, so blickt es doch immer verlockend genug aus demselben hervor. Gang und Bewegung . . es bedarf keines großen Scharfblickes, um zu erkennen, daß dies kein echtes Pariser Straßenkind ist. Dergleichen verleugnet sich einmal nicht; ich glaube, wenn man diese Fräulein von Rasse in einen Sack steckte, man würde noch beim Sacklaufen herauserkennen, daß sie den Teufel in Gestalt von fünfzig Ahnen im Leibe haben.“

Bei diesen Worten blickte Manon sehr finster, sie fühlte sich verletzt.

„Sei nicht bös,“ sagte der Meister; „ich bin kein Feind der Grazien und mir gilt es ganz gleich, ob sie in hölzerner oder goldener Wiege lagen. Du aber wirst wohl daran thun, heut' nicht Dein Näschen zu rümpfen und die Lippen zu kräuseln,

wenn Du auf der Straße weiblichen Wesen begegnest, welche nichts gemein haben mit den Marmorgöttinnen des Versailler Parks. Grüße sie freundlich und rede sie an mit dem schwesterlichen Du, so wenig Aehnlichkeit sie auch mit Deinen Klosterschwestern haben mögen."

„Ich werde diese Verlegenheit zu vermeiden suchen," erwiderte Manon.

„Nur nicht zu ängstlich . . . es könnte auffallen und Du kämst in Gefahr. Aus Deinen Kleidern werden wir ein Päckchen machen und es Dir zusenden. Nenn' uns Deinen Namen, Bürgerin!"

„Manon Saint-Amaranthe in Passy. Doch nun besten Dank, Meister. Wir wollen uns auf den Weg machen."

Manon hatte kaum bemerkt, wie der Waffenschmied, als sie ihren Namen nannte, erblaßte und mühsam eine innere Bewegung zu bemeistern suchte; er blickte ihr tief ins Auge und hielt beim Abschied lange Zeit ihre Hand in der seinigen.

Kaum hatte sie ihn verlassen, als er einen

Schrank öffnete, ein Kästchen hervorzog und aus demselben ein Medaillon ans Licht brachte, das er immer wieder prüfend betrachtete. Er war in tiefes Sinnen verloren; bald erhob er sich wie mit einem raschen Entschluß; dann wieder saß er im Sessel, sich die Hand vor die Augen haltend.

„Eine Pistole, Meister Caillot," rief ihm ein Kunde zu, der eben in den Laden getreten war.

„Das wäre vielleicht das Beste," brummte der Meister vor sich hin, indem er ein Terzerol aus dem Waffenschrank nahm und auf den Ladentisch legte.

Viertes Kapitel.

Ein ci-devant.

Einige Wochen nach diesen Vorgängen saß Frau Saint-Amaranthe in der Laube ihres Gartens. Der Frühling war ins Land gekommen, die Hecken zeigten das erste Grün; doch noch standen die hohen Bäume laublos, und der reiche Blumenflor des Sommers war noch nicht aus den Knospen gedrungen.

Die schöne Lucie . . denn das war ihr Vorname . . war mit einer Stickerei beschäftigt; sie sah etwas übernächtig aus; einige Rosen auf ihren Wangen waren seit ihrer letzten Begegnung mit Saint-Just verblichen. Was sie dem jungen Freunde damals angedeutet, hatte sie ausgeführt; sie hatte

im Palais-Royal einen Salon eröffnet, in welchem sich, dank ihren früheren Bekanntschaften, zahlreiche Aristokraten einfanden, fast alle, die noch in Paris sich aufhielten, noch nicht emigrirt waren und noch den Muth hatten, in der Hauptstadt auszuharren. Es wurde in diesem Salon, in welchem die weibliche Schönheit durch die Schauspielerinnen mehrerer Pariser Theater vertreten war, hoch gespielt . . . und Frau Saint-Amaranthe hatte mit diesem Unternehmen von zweifelhaftem Charakter sich eine beträchtliche Einnahme verschafft.

Es lag nicht im Wesen der schönen Lucie, sich irgend welche Skrupel zu machen; sie nahm die Welt, wie sie war, und sie war damals bunt und abenteuerlich genug; sie schien aus allen Fugen gegangen zu sein; der politische Sturm hatte gleichsam alle Thüren aufgerissen, und wenn schon die Hofsitten von Versailles frei genug waren, so war jetzt die Zügellosigkeit hinzugekommen, welche allen stürmisch bewegten Epochen eigen ist. Die Politik selbst spielt Hazard und so wird auch das Leben

des Einzelnen ein Hazardspiel. Die Zukunft ist unsicher; um so rückhaltloser wird den Freuden der Gegenwart gehuldigt.

Lucie hatte bei den häufigen Nachtwachen in ihrem Salon und durch manche Erregungen, die mit ihrem Unternehmen verbunden waren, etwas von dem frischen Reiz eingebüßt, den sie sich trotz der verschwundenen Jugend bis dahin zu erhalten wusste. Zu Hause war sie lässiger geworden in der Anwendung der Hülfsmittel der Toilette; sie suchte sich den Tag über in der frischen Luft von Passy zu erholen. Erst am Abend, ehe sie nach Paris hineinfuhr, machte sie alle Grazien mobil, die sich aus Schminktöpfchen und Essenzfläschchen heraufbeschwören ließen.

Um das Rondel, in dessen Mitte der Triton sein Wasser sprühte, wanderte indeß ein junges Paar in munterem Gespräch; es war Manon, Luciens Tochter, an ihrer Seite Henri de Sartines, der Sohn des früheren Polizeilieutenants von Paris, ein schlanker Mann von einnehmenden Zügen. Er

duftete noch von den Parfums der Versailler Salons und hatte über all dem Lärm der Revolution nicht den munteren Ton verloren, der bei den Maskenfesten in Trianon Mode war.

„Was kümmert uns die Politik?“ sagte er zu seiner anmuthigen Begleiterin; „man lebt und stirbt für König und Vaterland: das ist der Inbegriff aller Politik und macht kein Kopfzerbrechen. Die Redner auf der Tribüne kommen mir immer wie dieser wasserspritzende Triton vor; es scheint mir dies Alles ein müßiges Spiel.“

„Wenn das Wasser nur nicht Blut wird,“ sagte Manon nachdenklich.

„Sie haben sich in letzter Zeit sehr verändert, Fräulein Manon. Sie waren viel heiterer, als Sie aus dem Kloster kamen. Sie erfreuten sich Ihrer neuen Freiheit. Jetzt machen Sie sich Sorgen um hundert Dinge, die wir einmal nicht ändern können. Mögen sie ihren Lauf nehmen. Die Sonne scheint, die Blumen blühen; im Bois de Boulogne

giebt es bald wieder Schatten, mag der Pariser Hexenkessel brodeln, so viel er will."

„Ich kann dies Alles nicht so leicht nehmen; im Kloster hörten wir wenig vom Gang der Ereignisse; jetzt hör' ich mehr davon, und sie erfüllen mich mit Schrecken. Können wir gleichgültig sein, wenn dem Haupte unseres Königs Gefahr droht? Und wir wissen es ja alle, daß er der drohenden Gefahr so bald als möglich durch die Flucht entgehen will. Was wird dann aus ihm, was wird aus Frankreich werden?"

„Die Lilien der Bourbons werden nicht verblühen: wie oft ist schon Paris gegen sie im Aufstand gewesen, und noch immer schmückt sie die Krone ihrer Väter."

Sie hatten sich bei diesen Worten der Laube genähert, aus welcher Lucie ihnen zurief:

„Laßt doch Eure tiefsinnigen Gespräche! Als ich so jung war, wie Ihr, dachte ich nicht daran, mich um Staatssachen zu bekümmern, und ich glaube

fast, ich bin auch jetzt noch hierin jünger, als Ihr seid!"

„Gewiß, gewiß, Mama," sagte Manon, indem sie die Mutter liebkoste und küßte, „Du könntest noch meine gleichaltrige Schwester sein. Wie Du gestern Abend schön aussahst, als Du nach Paris fuhrst; ein junges Mädchen kann nicht so schön sein; was will ein Veilchen neben der Rose?"

„Und doch suchen sie alle nur Veilchen, die jungen Herren, und nur der häßliche Wind kommt, um die Rose zu entblättern."

„Lassen Sie mich diesen Streit der Schönheit als ein zweiter Paris entscheiden," versetzte Henri; „ich brauche mir indeß keine der beiden Göttinnen zu verfeinden; denn ich kann meinen Apfel an beide verschenken und brauche auch nicht den alten Spruch des Horaz in Anwendung zu bringen: O matre pulchra filia pulchrior, eine meiner wenigen Erinnerungen von den Schulbänken. Sie sind ja Beide gleich schön, jede in ihrer Art, lieblich und zart die eine, voll und prangend die andere, die

eine der Frühling voll Duft und Zauber, die andere der Sommer voll Gluth und Fülle!"

„Machen Sie doch ein Madrigal daraus," versetzte Lucie lächelnd; „Sie dichten ja noch bisweilen Lieder im galanten Hofstil, der jetzt über den Gassenliedern ganz verloren geht."

„Nein, nein," sagte Manon, „Herr von Sartines soll weder dichten noch schmeicheln; alle diese Redeblumen kommen mir sehr welk vor, die Zeit ist zu ernst dazu."

Dann verließ Manon die Mutter und schritt einsam durch einen Laubengang, dessen Spaliere sich eben zu begrünen anfingen.

Henri folgte ihr und ergriff ihre Hand.

„Die Zeit ist ernst, Manon; wir wissen nicht, was morgen kommen wird."

„Sind Sie bekehrt zu ernster Stimmung?"

„Auf Augenblicke ... ich hoffe dann um so glücklicher und heiterer ins Leben blicken zu können."

„Könnt' ich's doch auch ... ich weiß nicht, was wie ein Alp auf mir liegt. Ich fühle im

frühen Lenz die Schwüle des Sommers, und mir ist bisweilen, als lohnte es sich nicht zu leben, wenn's so entsetzlich traurig in der Welt zugeht."

„Denken Sie sich, Sie läsen ein Buch voll grausiger Geschichten; man kann es ja jeden Augenblick bei Seite werfen."

„Nur mit dem Leben . . . nur mit dem Leben."

„Was wandelt Sie an, Manon?"

„Ich möchte weinen um die schöne Zeit meiner Kinderspiele: da war alles so freudig hell in mir und um mich. Jedes Haus erschien mir wie ein Palast, und es lag wie ewiger Sonnenschein auf dem Leben. Ich sehne mich danach zurück: ich kann kein Bild solcher Jugendfreuden sehen, keine steigenden Drachen, keinen geschlagenen Ball, mit ein wenig blauer Perspektive, ein paar lichtweißen Wölkchen am Himmel, ohne daß es mich zu Thränen rührte."

„Solche Rührung ziemt dem Alter. Sie sind noch zu nahe der schönen Kindheit, als daß die Erinnerung daran einen wehmüthigen Eindruck auf Sie machen sollte."

„Worin besteht der Reiz dieser Bilder? In den Linien, die sie einrahmen; sie sind abgeschlossen von der übrigen Welt . . o wer mit keinem Gedanken mit ihr zusammenhinge . . das wäre das Paradies!“

„Man kann es sich schaffen . . . doch nicht allein. Gönnen Sie dem Jugendgespielen ein offenes entscheidendes Wort. Manon, vergessen Sie mich, wenn Sie Ihrer Kindheit gedenken? Bin ich nicht ein Theil von ihr? Haben wir nicht zusammen Ball geschlagen und Federball gespielt? Sind wir nicht zusammen über die Fluren geeilt, welche das vielfach gewundene Band der Seine durchzieht? Haben wir uns nicht gefreut, wenn sie bald vor, bald hinter uns aufleuchtete, die silberne Wasserschlange? Entzückten uns nicht die fernen, blauen Horizonte, die nahen rauschenden Waldwipfel von Saint-Germain? Und durft' ich damals nicht Ihre Hand fassen und drücken, und hatten wir nicht ein gemeinsames Gefühl, das uns beseligte? Und jetzt wehren Sie mir das?“

In der That hatte Manon die Hand aus der seinigen gezogen; doch sie reichte sie ihm wieder mit freundlichem Lächeln.

„Ich wehr' es Ihnen nicht; auch mich erfreuen diese Erinnerungen; doch wir sind jetzt zu alt geworden zum Ballspiel; wir sehen jetzt das Leben vieler Tausende, der Ersten, der Herrlichsten wie einen Ball vom Schicksal hin und hergeschlagen und müssen fürchten, daß die Reihe bald an uns kommt.“

„Ich liebe die schwarze Brille nicht; ich sehe Alles gern im rosenfarbigen Schein. Glauben Sie mir, das sind nur kurze Verfinsterungen, was uns die schöne Zeit des glänzenden Hoflebens verdeckt. Kann denn die Welt der Schönheit und des Glanzes entbehren? Hat der Menschenhasser und Gleichheitsmacher Rousseau in seinen grünen Einsiedeleien nicht immer mit schönen, vornehmen Frauen verkehrt? Ließ sich nicht Voltaire, der Spötter, dem Nichts heilig war, stets von ihnen feiern? Und das sind ja die Pik- und Treff-Könige in der Farbe,

die der Trumpf des Tages ist. Und so wird die ganze Zeit wieder zurückkehren zur Herrschaft der Schönheit, zum Hof, zum Thron; ist unsere Königin, Marie Antoinette, doch die schönste von allen Frauen."

„Die Häßlichen führen jetzt überall das große Wort."

„Das ist eine Verirrung, die kein langes Leben haben wird; ich geb' es ja zu, es ist eine schlimme Zeit, desto enger müssen sich die Besseren zusammenschließen. Manon, wir sind hier unbelauscht . . die Erinnerungen der Kindheit sind ein mächtiges Band; doch die nächsten Stunden können uns trennen. Ich habe Sie oft beschützt, der ältere Knabe das junge Mädchen, und . . Sie bedürfen des Schutzes."

„Meine Mutter . . ." begann Manon stockend.

„Ihre Mutter," sagte Sartines leise, „ist kein Schutz mehr für Sie . . vielleicht eine Gefahr."

„Ums Himmelswillen, reden Sie nicht so!"

„Weilen Sie nicht die Abende, die Nächte allein in dieser Villa? Und es droht Ihnen noch Schlimmeres! Wie, wenn sie einst verlangen sollte, daß Sie ihr dorthin das Geleite geben?“

Manon hielt die Hand ans klopfende Herz.

„Es wäre vergeblich!“

„Ich will Sie schützen, Manon, ich liebe Sie! Es war eine Ewigkeit für mich, die drei Jahre, daß Sie im Kloster weilten. Fragen Sie Ihr Herz, ob es mir gehören will!“

Er küßte ihr die Hand, die er innig ans Herz drückte.

Manon ließ sie ihm . . . dunkel genug war schon der Laubschmuck der wilden Rebe, um ihr Erröthen zu verbergen und die Thräne, die sich aus ihrem Auge stahl; aber das leise Erzittern, das über sie kam, entging dem Liebenden nicht.

„Ich achte Sie, Henri de Sartines; ich achte Sie als einen Mann von Ehre, als meinen besten Freund; doch jetzt verlangen Sie keine Antwort von mir. Mein Herz ist zu schwer, zu be-

drückt . . es kann jetzt nicht lieben. Ich will es lieber nicht fragen, es würde mir die Antwort verweigern. Bleiben Sie mein Freund . . um so edler, um so uneigennütziger wird Ihr Schutz sein."

„Nur an Sie hab' ich gedacht, mitten im glänzenden Hofstaat der Marie Antoinette; alle die Schönheiten ließen mich kalt und gleichgültig; immer sah ich dies eine liebliche Gesicht, es blieb die schönste Verheißung für meine Zukunft . . immer hört' ich die helle, freundliche Stimme, die meinen Namen rief beim Versteckspiel. Und jetzt, wo ich Sie nach Jahren wiedersehe, wo Sie schöner und stattlicher geworden sind, als je, wo mein stilles Hoffen zum leidenschaftlichen Wunsch' sich gesteigert hat jetzt weisen Sie mich ab, fremd und kalt, und lassen mich trostlos von dannen ziehen? Und so soll ich für immer scheiden?"

„Die Zukunft ist unberechenbar, ich spreche nur von jetzt, von der nächsten Zeit."

„Hat denn Liebe eine Zeitrechnung? Giebt es für sie ein heute und morgen?"

„Nun, dann lieb' ich Sie eben nicht, Henri . . . es ist keine Zeit zum Lieben. Die Trauerfahne weht über dem Königsschlosse, über ganz Frankreich. Doch hegen Sie deshalb keinen Groll gegen mich."

„Wie, wenn ein glücklicherer Nebenbuhler . . ich ertrüg' es nicht!"

„Mein Herz ist frei und gehört Niemandem; Sie aber mögen mir Ihre Freundschaft bewahren."

Diese letzte Versicherung wirkte tröstlich auf Henri ein, noch durfte er nicht aller Hoffnung entsagen; er küßte der Geliebten innig die Hand.

Da ertönte vom Eingang des Laubenganges die Stimme der Frau Saint-Amaranthe.

„Ein langes Zwiegespräch hier in der Dämmerung! Fürchtet Ihr Euch denn vor dem hellen Tag, Kinder, oder gar vor mir? Ich bin doch keine Rabenmutter!"

„Nein, das bist Du wirklich nicht," sagte Manon, ihr an den Hals fliegend, „Du bist gut

und freundlich, zu gut vielleicht für Dein launenhaftes Kind!"

Und auch Herr von Sartines beeilte sich, der Nachsicht der Mutter die verdiente Anerkennung zu zollen.

„Ich könnte mit Ihnen zürnen," sagte Lucie, „daß Sie mich so ganz über meiner Tochter vergessen; ich mache auch noch Ansprüche an das Leben, ja, ja, und einige Schmeicheleien müssen Sie auch für mich übrig behalten. Es wäre unklug, mich zu verletzen, denn das kleine Mädchen hier ist ganz in meiner Gewalt. So denken Sie an die Mutter, wenn die Frau Ihnen gleichgültig ist."

Sie sprach dies mit dem heitersten Tone; aber eine leichte Gereiztheit war darin nicht zu verkennen.

„Ich hoffe auf die dauernde Freundschaft von Mutter und Tochter," sagte Sartines.

„Und so verstört sehen Sie aus?"

„Das Sonnenlicht blendet, wenn man aus der

Dämmerung heraustritt; doch für heute nehm' ich Abschied."

„Sehe ich Sie nicht im Salon?" fragte Frau Saint-Amaranthe.

„Heute nicht, ich muß die Einsamkeit aufsuchen; denn es stürmt allerlei auf mich ein, was mich zu bewältigen droht, wenn ich nicht meiner selbst in aller Ruhe Herr werden kann. Und das kann ich nur, wenn ich allein bin mit meinen Gedanken."

Henri empfahl sich; seine edle schlanke Gestalt zeigte sich noch hinter den Gitterstäben und verschwand dann nach wiederholtem Gruße.

„Herr von Sartines ist heute sehr ernst," sagte Lucie, „das ist sonst nicht seine Art. Ich mag ihn wohl leiden; das ist doch noch die alte Fröhlichkeit und Ritterlichkeit, nicht das ewige Gekrächze: Bürger, Bürgerin, diese widerwärtige Gevatterschaft mit der ganzen Nation bis auf den Lumpensammler herab, bei der einem immer unwohl zu Muthe wird. Herr von Sartines nimmt das alles leicht."

„Du irrst, Mama, es ist ein echter Edelmann,

und heiteren Muthes würde er für seinen König sterben. Doch entschuldige mich, wenn ich mich auf meinem Zimmer ein wenig ausruhe und mich zu fassen suche, ja, zu fassen, Mama! Ich habe einen guten Menschen gekränkt, wenn auch nicht aus böser Absicht, und das verzeihe ich mir nicht so leicht."

Als Manon ins Haus gegangen, sagte die Mutter vor sich hin, indem sie wieder zu ihrer Stickerei griff: „Ich verstehe das Mädchen nicht mehr; nur das fühl' ich, sie ist gänzlich anders als ich bin!"

Fünftes Kapitel.

Die Tochter.

Nicht lange war Lucie mit ihrer Arbeit beschäftigt, als die Gartenthür sich öffnete und ein Besucher hereintrat, den sie schon lange vergeblich erwartet hatte. Sie warf die Stickerei bei Seite und flog ihm entgegen. Saint-Just grüßte sie warm und freudig; sie führte ihn in die Laube.

„O, wie hab' ich mich nach Ihnen gesehnt," sagte sie, „so lange waren Sie nicht nach Paris gekommen?"

„In der That, im Garten meines Vaters in Blérancourt, im Schatten der Eiche saß ich und schrieb und dachte, die Idylle rings um mich, im Herzen den Aerger."

„Den Aerger, — und worüber?“

„Ueber meine Jugend; sie ist mein Unglück.“

„Ein Unglück, das Andere sich ebenso heiß wie vergeblich zurückwünschen.“

„Mag sein, . . mich hindert sie an allem; ich kann noch nicht in die Versammlungen gewählt werden, welche das Schicksal des Vaterlandes entscheiden und ich muß eine große Zeit versäumen, wie sie niemals wiederkehren wird.“

„Eine große, aber eine unheimliche Zeit.“

„Ich betheilige mich an ihr so gut ich's vermag. Ich habe geschrieben, keinen neuen „Organt“ gedichtet, aber ein Werk verfaßt über den Geist der Revolution; das werf' ich hinein in den wilden Strudel der Bewegung; vielleicht trägt er mich und meinen Namen nach oben.“

„Ehrgeizige Träume, sie sind der Jugend eigen! Darüber verträumt sie aber leicht ein schöneres Glück, als der Ehrgeiz gewähren kann.“

„O nein, der Ehrgeiz erfüllt den Geist, aber das Herz bleibt leer; ich habe in meiner Idylle

geträumt, wenn ich nicht arbeitete, von einem schäferlichen Glück, auf grünen Matten, im Buschversteck, an rauschendem Bach. Der Sonnenschein zeichnete das Laubnetz auf den weichen Sammet: o, wie gerne hätt' ich in diesem Netz eine Göttin eingefangen, und ich weiß es ja, wo meine Göttin lebt."

„Keine Zeile haben Sie mir geschrieben in der langen Zeit."

„Ich hoffte immer, nach Paris zu kommen; darum hab' ich damals nur flüchtigen Abschied genommen. Im Uebrigen liebe ich es nicht, mit der Feder in der Hand zu träumen. Was konnt' ich Ihnen schreiben, als den heißen Wunsch, Sie wiederzusehen? Das ist ermüdend für Sie, ermattend für mich; ich will das frische Leben mir gegenüber sehen; Liebe verlangt den Zauber der Gegenwart; doch Sie empfangen mich kalt, meine Freundin."

„Hier lauscht Alles, die schüchternen Laub- und Blüthenknospen und drüben die Fenster der Villa, und die Sonne schaut so allsehend in diesen

Garten. Auch ich bin nicht mehr allein und ungestört, meine Tochter ist bei mir!"

Das war für Saint-Just eine unerfreuliche Mittheilung; er blickte mißmuthig drein. Eine Tochter, und wenn sie auch noch im Flügelkleide der Unschuld umherhüpfte . . es war immer eine mißliebige Störung; war sie aber schon größer, so war sie eine unbequeme Mahnung an das reifere Lebensalter der Mutter. In der That war auch der schönen Frau bei dieser Mittheilung nicht recht behaglich zu Muthe; sie hatte das Gefühl, als müßte der Freund sich auf einmal nach weißen Silberfäden umsehen, die vielleicht schon ihre dunkeln Locken durchzogen.

„Glauben Sie indeß nicht," fügte sie hinzu, „daß ich hier die klösterliche Erziehung meiner Tochter fortsetze, daß wir hier in dieser Villa wie in einer abgeschlossenen Zelle leben. Im Gegentheil, ich bin nie lebenslustiger gewesen, als gerade jetzt; ich habe meinen Salon in der Stadt, und je trüber die Zeiten sind, desto fröhlicher sind wir beim schäu-

menden Champagner. Ich habe einmal kein Talent für den Ernst und die Schwermuth, und mit je mehr Jahren mich die unleidliche Zeit belastet, desto mehr suche ich mir die Last durch leichten Sinn zu erleichtern. Sie kennen dies Gefühl noch gar nicht, das uns beschleicht, wenn man sich so Jahr für Jahr immer weiter von der schönen Jugend entfernt, wenn man sich der Zeit nähert, wo Alles sich von uns abwendet, was nach Genuß trachtet, und wo man selbst zurückgesetzt unter den Letzten dasteht, die an der frischen Quelle schöpfen dürfen."

„Sie wählen sehr dunkle Farben; Ihre Schönheit straft diese Gedanken Lügen."

„Und die Zeit wird bald meine Schönheit oder was Sie schmeichelnd so nennen mögen, Lügen strafen. Dann kommt eine Art von Taumel über uns, wie soll ich ihn schildern? Man sieht in seinen Träumen in funkelnden, brennenden Lettern das unheimliche Wort: ‚zu spät', auf welches die Finger aus den Wolken zeigen, und wenn man aufwacht, gelobt man sich, diese drohende Mahnung, die

hinter uns steht, so lange wie möglich zu verlachen. Dann fühlt man's wie das Feuer einer Bacchantin in den Adern glüh'n . . ich weiß nicht, ob die Bildner und Maler diese Bacchantinnen dargestellt haben mit allem Reiz der Jugend; doch ich meine, es müßten reifere Frauen sein, die mit ihrem stürmischen Evoëgeschrei die Mahnungen der Zeit übertäuben."

„Ich selbst," versetzte Saint-Just, „habe oft das Gefühl, daß ich mich immer weiter von meiner Jugend entferne; es giebt Jahre, in denen man um Jahrzehnte altert, Jahre des Unglücks, aber auch Jahre des Nachdenkens, mag uns persönliches Schicksal bedrücken oder das allgemeine Geschick der Nation."

„O, Sie Glücklicher, der Sie mit Ihrer Jugend noch ein so kokettes Spiel treiben können. Kommen Sie sich einmal in einem Augenblick der Müdigkeit gealtert vor, so ist dies nur eine Grille! Sie brauchen der Jugend blos zu winken; sie steht ja hinter

Ihnen, sie ist gleich wieder da. Wir andern aber winken und rufen vergebens."

„Sie sind heute in der Laune sich selbst zu verlästern. Zum Glück sind das alles nur Hirngespinnste, und die schöne Frau Saint-Amaranthe, wie sie da vor mir sitzt, aufgeblüht wie eine Julirose, die ihr im Garten noch fehlt, wie eine Centifolie, in deren üppige Fülle sich der Blick so gern versenkt, widerlegt das selbst zur Genüge. Wie Spinnengewebe flattern diese Gedankenfäden über das frische Leben hin, das so beredt für sich selber spricht . . wer kümmert sich darum?"

„Ei, so galant, Herr von Saint-Just? Sie vergessen ja ganz, daß die Galanterie aus der Mode ist, daß solche zierliche Redeblumen staatsgefährlich sind, daß heutigen Tages nur der Bürger zur Bürgerin sprechen darf und zwar ohne Umschweife?"

„Im Grunde ist es auch gut so," sagte Saint-Just kalt und trocken; „doch wir ci-devants, Frauen und Männer, leiden an Rückfällen."

„Ich liebe die alte Krankheit mehr, als die

neue Gesundheit. Doch was führt Sie nach Paris?"

„Vorbereitende Schritte bei Maximilian Robespierre."

„Wer ist das?" fragte Frau Saint-Amaranthe unbefangen.

„Sie kennen ihn nicht? Doch freilich, Sie haben die Verhandlungen der konstituirenden Versammlung gewiß nicht mit Andacht verfolgt, und sein Ruhm hat nur in den Kreisen der Eingeweihten bisher eine Stätte gefunden. Er hat nur wenige Reden gehalten, und wie verblaßten diese gegen die glänzende Beredtsamkeit der Mirabeau und Danton. Doch, ich sage Ihnen, Madame, er ist der Nachfolger des Mirabeau."

„So will ich mir seinen Namen merken."

„Das thut nicht noth; er wird sich schon von selbst Ihrem Gedächtniß einprägen. Er ist der unbestechliche Apostel der neuen Ideen, und ich selbst, Madame, bin sein eifrigster Schüler. Er gebietet

nicht über den lärmenden Theaterdonner der Beredtsamkeit, wie der pockennarbige Diktator der Tribüne; aber er hat feste und große Ueberzeugungen; er verhandelt nicht mit den Gegnern, wie jener gethan; er wird sie besiegen durch seine stille Größe, an die ein ganzes Volk glauben wird."

„Wahrlich, solche stille Größe ist nöthig in dieser Zeit des unerhörten Straßenlärms und der rohen Gewaltsamkeit."

„Er haßt dies, wie wir es nur hassen können."

„Ich würde mich freuen, wenn er ans Ruder käme und eine Zeit des Friedens über Frankreich heraufbeschwörte; doch ich zweifle daran; zu wild entfesselt sind alle Leidenschaften."

„Das ist der Kampf der neuen Gedanken; aber Robespierre bedeutet ihren Sieg, und nach dem Sieg kommt der Frieden."

„Doch was wünschen Sie von ihm?"

„Seine Hilfe, um dann ihn unterstützen zu können. Die Tage der konstituirenden Versammlung sind gezählt; es wird eine neue gesetzgebende ein-

berufen werden. Ich kann nicht länger müßig im Garten meines Vaters sitzen; ich muß, ich will mich wählen lassen. Doch noch fehlt mir das erforderliche Alter. Die Mehrzahl der Wähler ist für mich; man wird leicht darüber hinwegsehn, wenn Robespierre seinen Einfluß zu meinen Gunsten geltend macht. Es ist unglaublich, welche unsichtbare Macht er besitzt."

„So wünsche ich Ihnen besten Erfolg, um so mehr, als der erwählte Abgeordnete dann dauernd in Paris verweilen würde. Doch wovon reden wir? Wir sitzen ja nicht hier im Klub. Kommen Sie, lieber Freund, wandeln wir etwas durch jenen Laubengang. Die Sonne schmückt schon mit rothen Lichtern sein junges Grün; es plaudert sich besser beim Lustwandeln."

Frau Saint-Amaranthe warf ihre Stickerei bei Seite und erhob sich mit ermuthigendem Lächeln. Saint-Just bot seiner Begleiterin wieder den Arm, wie an dem Tage, wo er sie vom Champ-de-Mars nach Hause geleitet hatte.

Es herrschte eine diskrete Dämmerung im Laubengang, dort überall, wo die Gesträucher von demselben mit ihrem, wenn auch nur schwach belaubten Buschwerk die neugierigen Abendstrahlen abwehrten.

„Besuchen Sie einmal meinen Salon,“ sagte Frau Saint-Amaranthe, „Sie finden dort interessante Herren und hübsche Damen, und auch wir finden dort ein reizendes Boudoir, wo wir allein plaudern können.“

„Das ist eine gewaltige Verlockung,“ sagte Saint-Just.

„Doch von Politik dürfen Sie dort nicht sprechen, auch nicht von Ihrem Robespierre; denn es ist dort neutraler Boden, und verhehlen will ich's Ihnen nicht, daß die Mehrzahl der Gäste alten Familien angehört und wahrscheinlich die ‚stille Größe‘ Ihres Apostels, wenn der Name desselben bis zu ihrem Ohr gedrungen, in die Hölle wünschen würde, wo der Satan in Ihrem „Organt“ mit seinen vierfüßigen Teufeln haust.“

„Was kümmern mich die andern? Sie allein würde ich dort suchen.“

Und er schloß die schöne Frau in seinen Arm und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

„Nein, nein,“ sagte sie kokett, indem sie sich ihm entwand, „das schickt sich nicht, jetzt nicht, hier nicht! Und Sie haben mir noch nichts davon gesagt, daß Sie mich lieben, mein Herr Organt! Sie können Ihren Helden in der Dichtung kommen, sehn und siegen lassen, so wie ja dort alles durch die Lüfte bis in den Mond reitet; aber hier auf Erden spannt man die Nicetten und Adelinden nicht so rasch an seinen Siegeswagen; man verliert hier den Herzensschlüssel nicht so leicht, wie Sankt Peter in Ihrem Gedicht den Himmelsschlüssel, dessen sich die Dämonen bemächtigen, um damit in den Himmel einzugehen. Die Dämonen im Himmel, das ist ja das Bild der Liebe!“

Die kokette Frau entzog sich gewandt den Versuchen Saint-Justs, sie wieder ans Herz zu drücken.

„Die Zeiten sind ja schlechter geworden,“ fuhr

sie fort, „aber die Herren Ritter, welchen Namen sie auch führen mögen, müssen immer noch um die Gunst der Frauen werben. Frauendienst und Minnedienst, das ist nach wie vor die Losung. Erst zeigen Sie mir Ihren Gehorsam und Ihre Treue. Kommen Sie in meinen Salon, noch heute?"

„Wenn Sie es wünschen."

„Und ich werde Sie in meinem Wagen mit hinbringen."

Saint-Just wollte für so viel Liebenswürdigkeit wärmer danken, als dies mit Worten geschehen konnte; er folgte ihr nach, während sie mit koketter Halbwendung nach dem Eingang zueilte.

Da stand er plötzlich wie von unerwartetem Zauber festgebannt.

Auf dem lichten Hintergrund, in den die Abendsonne die hinter dem Eingang des Laubenganges stehenden hellgrünen Sträucher verwandelte, zeichnete sich eine von ihrer Glorie umgebene Mädchengestalt ab; sie lauschte von der Seite, halbvorgebeugt in den schattigen Gang hinein, so daß ihr liebliches

Profil sich mit seinen anmuthigen Linien von der hellen Folie des Abendglanzes abhob und ihre biegsame schlanke Gestalt vortheilhaft hervortrat.

Der Dichter des „Organt“ glaubte zwar nicht an die Genien, die er so verschwenderisch um seine Helden und Heldinnen gruppirte. Dennoch war seine Phantasie empfänglich genug, um sich freiwillig einer harmlosen Selbsttäuschung hinzugeben und in einer so lieblichen Erscheinung ein Urbild der Genien zu sehen, mit denen er sich in müßigen Spielen der Einbildungskraft beschäftigt hatte.

„Meine Tochter,“ sagte Frau Saint-Amaranthe, während Saint-Just noch immer wie regungslos dastand und das schöne Bild in sich aufnahm. Erst allmälig näherte er sich mit langsamem Schritt, gleich als ob er sich fürchtete, den reizvollen Eindruck zu zerstören.

Eine Tochter — er hatte vermuthet, diese Tochter sei ein Kind, das mit Puppen spiele oder doch dem Puppenspiel erst seit Kurzem entwachsen sei; er hatte nicht erwartet, in dieser Tochter eine

Schönheit zu sehen, eine glänzende Nebenbuhlerin der Mutter.

„Herr von Saint-Just,“ sagte diese, als der junge Mann ans Licht hervortrat; sie kümmerte sich nicht darum, daß in der berühmten Augustnacht der französische Adel seine Vorrechte auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte.

Manon sah einen jungen Mann vor sich, der sich wesentlich von Henri von Sartines unterschied, und wenn er auch nicht an Eleganz und Anmuth der Erscheinung mit ihm wetteifern konnte, doch einen bedeutenderen und fesselnderen Eindruck machte, als dieser. Seine Züge waren edel und fein geschnitten wie die Züge einer idealen Büste; vor allem hatte der Blick des Auges etwas Sieghaftes und Bannendes. Nicht schlank und hoch war die Gestalt, aber von gewinnendem Ebenmaß; Erscheinung und Wesen schienen aus einem Guß; man sah es bei jeder Bewegung, daß ein starker Wille hier fest entschlossen waltete. Wenn auch der Strahl der Liebe nicht so blitzartig zündet, wie es die

Dichter singen, so kündigt sich doch gegenseitige Sympathie oft schon bei ersten Begegnungen unwidersprechlich an. So war es hier der Fall: eine längere Stille trat ein, als lauschten Beide, wie ein verhängnißvolles Blatt in ihrem Lebensbuche umgeblättert wird.

„Das ist meine Kleine," sagte dann Frau von Saint-Amaranthe; „sie ist etwas schüchtern; denn sie kam erst vor Kurzem aus dem Kloster; haben Sie Nachsicht mit diesem Vögelchen, das noch nicht flügge ist."

„Auch ich wurde im Kloster erzogen", sagte Saint-Just, „nicht erzogen eigentlich, sondern nur gebessert."

„Gebessert?" fragte Manon mit einer Miene, als wenn ihr etwas Unmögliches mitgetheilt worden.

„Ich bin nicht vollkommen und war es noch weniger; ich war ein wilder Knabe."

„Sie sehen so sanft aus."

„Ich bin es vielleicht geworden."

„Da behagte Ihnen wohl das Klosterleben nicht?“

„Ich fand mich darein, wie ich mich in alles zu finden weiß.“

„O, mir war so wohl zu Muthe in den Klosterräumen, so still, so behaglich! In der Zelle war ich mit mir und Gott allein; im Garten kam noch die Freundschaft dazu, die mir die Hand reichte; ich vermißte die Welt nicht und hätte sie noch weniger vermißt, wenn ich sie gekannt hätte wie jetzt!“

„In diesen wenigen Tagen lernten Sie die Welt kennen?“

„Was ich gesehen und gehört, reicht für viele Jahre aus. Ich träumte so gern, wenn der Stern des Abends hoch über dem Wipfel der Ulme stand; ich glaubte meinen Stern zu sehen.“

„Es ist der Stern der Liebe.“

„So ist es auch der des Glückes!“

„Wer weiß,“ sagte Saint-Just nachsinnend.

„Was spricht das thörichte Mädchen da?“ fiel die Mutter ein.

„Ich träumte," fuhr Manon fort, „unter den Bäumen des Gartens, deren rauschendes Gezweig mir wie freundlicher Gruß erklang, wie in der Zelle vor dem Bilde der Heiligen. Nur von fern drang der entsetzliche Lärm der Straßen mir ins Ohr; ich fühlte mich so sicher, so geschützt, so glücklich; ich träumte und lernte."

„Und ich dachte und dichtete," sagte Saint-Just, „was soll man sonst thun mitten in dieser heiligen Langeweile?"

Das Wort berührte eine empfindliche Seite in Manons Herzen; sie glaubte einen heftigen Schmerz zu fühlen, doch sagte sie dann ruhig: „Sie sind ein Dichter?"

„Ich bin es gewesen," versetzte Saint-Just, dem in diesem Augenblick sein „Organt" wie ein schweres Verbrechen erschien und die Gegenwart einer Mitwisserin wie Frau von Saint-Amaranthe in hohem Maße unbequem war; doch diese ging jetzt unruhig hin und her und hörte nicht auf das Gespräch; die Stunde für ihre Toilette hatte geschlagen.

„Ich muß Sie verlassen, junger Freund! Bis ich wiederkomme, mag meine Tochter Sie unterhalten. Machen Sie keine zu hohen Anforderungen an dies Gespräch und begnügen Sie sich mit meiner gemalten Heiligen da; als Gemälde ist sie nicht übel, nicht wahr? Ich werde meine Toilette beschleunigen.“ Und Lucie empfahl sich mit anmuthigem Kopfnicken.

Die rothen Strahlen der Abendsonne fielen schräg in die Laube, in welcher sich Manon niedergesetzt hatte; sie woben einen Heiligenschein um das Bild der engelsgleichen Schönheit; in der That, Züge mit so lieblichem Ausdruck gesehen zu haben, konnte sich Saint-Just nicht erinnern, der längere Zeit schweigsam in ihren Anblick verloren dastand. Wäre er noch ein Dichter, welche Heldinnen würde er jetzt schaffen, wie würden die weiblichen Gestalten erblassen, die er in seinem „Organt“ mit unerfahrener Phantasie nach verschwimmenden Idealen gezeichnet hatte!

„Ich liebe die Dichter!“

Mit diesen Worten unterbrach Manon ein längeres Schweigen, das ihr nicht peinlich vorgekommen war; denn sie war ganz in ihre Gedankengänge verloren gewesen.

„Wie herrlich eine Esther, eine Athalia. Man wächst gegenüber solchen Frauen, nicht wahr?"

Sie hielt sich schützend die Hand über die Augen, welche die tanzenden Farbenlichter des Abends blendeten; sie wollte dem jungen Mann, mit dem sie sprach, doch ins Gesicht sehen.

Saint-Just erwiederte nichts, ihm war Racine nicht sympathisch.

„Und was haben Sie gedichtet?" fragte Manon.

„Thörichte Dinge, es lohnt sich nicht, darüber zu sprechen. In der klösterlichen Einsamkeit war meine Phantasie erhitzt worden; ich träumte von Schönheiten und hatte sie nie gesehen; die Legende auf Goldgrund forderte mich heraus, sie auf den Kopf zu stellen. Ich war ein schlechter Schönheitsmaler, ein übermüthiger Karikaturenzeichner und

ein Dichter nur, weil ich Verse machte, die sich wohl oder übel reimen mußten, wie meine Gedanken."

„Sie sind allzu bescheiden; ich glaube, Sie müßen Schönes dichten. Sie sehen aus wie ein Dichter."

„Etwa wie Voltaire?" sagte Saint-Just lächelnd.

„Pfui, das ist ein garstiges Gesicht; ich sah sein Bild."

„Doch es ist ein großer Mann!"

„Sind die großen Männer so unleidlich, so ziehe ich die kleinen vor."

„Nun, wenn Ihnen Voltaire als Dichter gefällt, so werden Sie auch an meinen Poesieen Gefallen finden."

„Ich habe nichts von Voltaire gelesen; ich weiß nur, daß er im Kloster verhaßt war; doch was kümmert uns Herr Voltaire? Sie dichten gewiß doch, wie es Ihnen ums Herz ist; dazu braucht man kein Muster."

Saint-Just suchte dies Gespräch abzubrechen;

er wußte, daß sein „Organt“ vor den Augen dieser Schönen keine Gnade finden würde.

„Ich kann mir nicht denken,“ sagte Manon, „daß die Dichtung ihr schönes Auge aufschlagen kann im Lärm und Geräusch der großen Städte; man muß die Gedanken wie die Blumen im Walde pflücken können, unter rauschenden Zweigen. Still muß es ringsum sein, heilig still; man muß den eigenen Herzschlag hören können und in diesem Herzschlag den der großen Natur. Rousseau, so hieß ja der Philosoph, der auch ein Dichter war, und von dem so viel erzählt wird. Das weiß ich nur, daß er auf den grünen Inseln wohnte in den Schweizer Seen, in die das Alpenglühn seinen Wiederschein wirft, oder in den Schatten von Montmorency, in der Einsamkeit. Das begreif’ ich; ein Dichter muß einsam sein!“

„Sie irren! Auch ich habe mich für die Idylle begeistert, für das Pastorale; ich habe die Morgenlandschaft besungen, den Zephyr, der die Thränen des klaren Himmels in den Blumenkelchen schaukelt,

die junge, noch zitternde und doch schon zwitschernde Grasmücke im Gebüsch; ich habe die lieblichen Fluren besungen mit den Bächen, in welchen Phöbus glänzt. Doch diese Schalmeien der Hirten würden bald ermüden; die Erde würde einschlummern bei ihrem Klang; es bedarf der schmetternden Trompeten des Kriegs, um die Kraft in uns zu wecken, die Großes schafft. Erst die Berührung mit der Menschheit giebt dem Dichter die gigantische Macht des Genies, vor der sich Alles beugt."

„Ach die Menschheit, wo ist sie? Sind es diese Horden, welche durch die Straßen heulen?"

Saint-Just erwiederte, indem er mit einem visionären, fast starren Blick vor sich hinsah: „Haben Sie nie das Echo gehört, das der Donner des Himmels in den hohlen Klüften hervorruft? Von Fels zu Felsen bricht es sich wie ein dumpfer Jammer, und wie ein wildes Geheul tönt es aus den Tiefen herauf. So rufen die großen Gedanken einen Wiederhall hervor, der auch aus den dumpfen Tiefen der Menschheit nachtönt. Geborstene Saiten geben

nur einen gebrochenen Klang: dies Volk auf den Straßen, was ist es anders, als die geborstenen Saiten an der durch Tyrannenhände zertrümmerten Lyra der Menschheit!“

Saint-Just sprach dies mit scharfer, strenger Stimme. Manon stand unter dem Zauber seines Blickes: sie wagte kaum ihr Auge aufzuschlagen; ihr war zu Muthe, als würde ein Richterspruch über sie gesprochen. Fremd klang ihr das Alles, fremd, ja feindlich; sie hatte nie von Tyrannen sprechen hören; das einzige Gespenst, das sie schreckte, war der Pöbel, und doch ging ihr diese Stimme zu Herzen.

Als sie wieder aufsah, stand Saint-Just noch immer mit gekreuzten Armen, starr wie ein Marmorbild, seine Blicke auf den Gluthschein des Westens gerichtet; doch es waren Blicke, die nichts sahen, was draußen war, die nur in die innere Seele schauten.

Dann raffte er sich auf: „Doch wozu diesen Ernst des Lebens, hier, wo wir harmlos plaudern

sollten, wie der Marmorgott unter seinen Blumen? Ist es nicht eine Beleidigung, einer schönen Nymphe von etwas anderem zu sprechen als von ihrer Schönheit?"

„Mein Herr!"

„Werden Sie Ihre Mutter nach Paris begleiten?"

„Nein, mein Herr!"

„Und warum nicht?"

„Mir gefällt es hier besser in der Einsamkeit."

„Sie bleiben zu Hause wie Aschenbrödel."

„Lieber in der Asche sitzen als in den Flammen."

„In den Flammen?"

„Ich liebe meine Mutter, doch ich bin andern Sinnes als sie; sie verlangt es auch nicht, daß ich sie begleite. In ihrem Salon, wie sie's nennt, ist allerlei Feuer, an dem ich mich nicht verbrennen soll. Da ist eine lustige Gesellschaft und ich bin traurig; da sind geistreiche Männer und Frauen, und ich bin ein thöricht einfältig Kind; da wird gewonnen und verloren, ich habe nichts zu gewinnen

und alles zu verlieren, mein Glück, meinen Frieden. Und Sie wollen dorthin gehen?"

„Ihre Mutter wünscht es."

„Es sind schöne Frauen dort, auch außer meiner Mutter."

„Schönere Blüthen gewiß nicht, als diejenige, die hier in stiller Einsamkeit blüht."

Saint-Just sah Manon an: ihr Blick war unruhig, was quälte sie? War es eine leise Mahnung der Eifersucht, mit der noch leiser sich eine werdende Neigung ankündigte? Schenkte sie ihm bereits so warmen Antheil?

Seine Stimmung war gänzlich verändert; er sehnte sich nicht nach dem üppigen Blüthenflor der Schönheit, nach Spiel und Rausch und wildem Genuß; ihm war's, als läge das Glück ganz wo anders. Das Boudoir der Frau Saint-Amaranthe hatte seinen ganzen Zauber eingebüßt; er empfand ein stilles Widerstreben; ihm war's, als hielten ihn die zarten Hände des sanften Mädchens zurück.

Siegstrahlend schritt jetzt die Mutter die Stufen der epheuumrankten Veranda herab, während ein glänzender Wagen vor der Gartenthüre vorfuhr.

„Sind Sie bereit, Saint-Just?"

„Ich bedauere, Madame, ich kann heute Ihrer Einladung nicht folgen; ich hatte vorhin vergessen, daß ich Robespierre versprach, in einer wichtigen Augelegenheit mit ihm zu verhandeln."

Manon erhob sich mit einem glücklichen Lächeln.

Die Mutter warf ihr einen fragenden Blick zu.

„Das ist wenig galant, mein Herr Organt", sagte sie, ihn kokett mit dem Fächer berührend, „haben Sie vielleicht eine Nicette gefunden? Nun, so steigen Sie wenigstens in meinen Wagen, es ist weder ein Feuerwagen, in dem Ihre Adelinde, noch ein Muschelwagen, in welchem Ihre koketten Nymphen dahinkutschiren. Ich fahre Sie bis in die Stadt, und Sie sollen mir beichten von Ihrem Robespierre; an dies Komplot, Monsieur, glaub' ich nicht!"

Saint-Just stieg mit Lucie in den Wagen.

Manon blieb allein zurück, preßte die Hand

auf das Herz und ging dann in ihr Boudoir, um in ihr Tagebuch wenige Zeilen mit vielen Gedankenstrichen einzutragen und ein vom Wasser des Tritonen feuchtes Vergißmeinnicht, nachdem sie es zugleich mit einer Thräne in dem Auge abgetrocknet, neben die vielsagenden Buchstaben in ihr Album zu legen.

Sechstes Kapitel.

C e c i l e.

Als Henri von Sartines mit Manon im Garten spazieren ging, ganz in das Gespräch mit ihr verloren, bemerkte er ein Mädchen nicht, welches draußen hin- und herhuschte und bisweilen ihr bleiches Gesicht zwischen die Gitterstäbe preßte.

Es war eine schlanke Gestalt; ihre Züge hatten, ohne schön zu sein, einen ansprechenden, schwärmerischen Ausdruck, und wie sie so in den Garten hineinblickte, da schwebte ein Zug wehmüthigen Schmerzes um ihre Lippen, und ihre krankhaft großen Augensterne hatten ein eigenthümlich starres Leuchten.

Sie verschwand auf einige Zeit, damit ihr Verweilen nicht Aufsehen errege; aber sie kehrte immer wieder zurück, wie der Vogel mit schmerzhaftem Fluge um ein zerstörtes Nest kreist.

„Sie ist schön . . entzückend schön," sagte sie sich im Stillen, „und diese Anmuth der Bewegungen, diese feine Lieblichkeit des Ausdruckes! Was bin ich dagegen, ein armes Kind aus dem Volke! Seine Züge sind verklärt, wenn er mit ihr spricht; ja, ja, das ist kein Sonnenschein, der von draußen kommt, das ist der Sonnenschein des innern Glücks. Er führt sie in den Laubengang."

Hier konnte das Mädchen sich eines leisen Schauers nicht verwehren; sie verbarg ihr Gesicht in den Händen. Sie konnte nichts sehen, nichts hören, was drinnen vorging: sie sah, sie hörte alles im Geiste. Das waren geflüsterte Worte der Liebe, das war vielleicht mehr . . Händedruck und Kuß!

Sie fuhr empor, als beide wieder aus dem Laubengang hervortraten . . er nahm Abschied; Cecile versteckte sich hinter einem vorspringenden,

vom Gebüsch umwachsenen Gitter; sie sah, wohin er seine Schritte lenkte. Er ging in das Boulogner Gehölz; sie wollte hinter ihm her, indem sie sich hinter den Stämmen der hohen Kastanienbäume der Allee vor seinen Blicken zu decken suchte. Im Gehölze selbst aber suchte sie einen Fußpfad auf, welcher den Winkel der Alleen abkürzte; sie gewann einen Vorsprung, um ihm dann ungezwungen als Spaziergängerin zu begegnen.

Henri war von dieser Begegnung nicht freundlich berührt; alle seine Gedanken weilten bei Manon . . dies Mädchen schien ihm ein Mißklang in seiner Gedankensymphonie, ein Ton, der einer andern Tonleiter, einem abgespielten Stücke angehört. Henri kannte Cecile Renauld, er hatte oft den Laden ihres Vaters besucht. Das Mädchen mit den schwärmerischen Augen gefiel ihm; es gefiel ihm noch mehr, daß diese Schwärmerin sich ihm zuwandte, daß er selbst einen tiefen Eindruck auf sie gemacht zu haben schien. Ein Hofmann vom Hofe der Marie Antoinette, war er gewöhnt, kein

leichtes Abenteuer zu verschmähen, das sich ihm darbot; es gehörte dies zum guten Ton, und das ist für den Hofmann, was für den Soldaten der Esprit de corps ist. Die Schmetterlinge in Versailles glaubten, daß alle Blumen nur für sie geschaffen seien . . und die Schmetterlinge durften dort frei in allen Bosquets über alle Beete flattern. Die Blumen aber ließen sich leichten Sinnes von den Tag- und Nachtfaltern küssen; sie wußten ja, daß keiner an ihrem Kelche haften blieb.

Der Sonnenschein und das Lächeln einer Königin . . welche Ermuthigung für den heitern Flug und das süße Verweilen!

Doch Cecile war keine Blume von Versailles: hierin hatte sich Henri geirrt. Oft hatte er sie allein im Laden ihres Vaters gesprochen und galante Worte mit ihr gewechselt, wenn er sich Briefbogen kaufte mit Täubchen und Amoretten, welche er dann hinausflattern ließ in die Boudoirs der nachbarlichen Hofstadt. Sie hing an seinem Munde; sie nahm jedes seiner Worte in ihre Seele

auf; wenn er in den Laden trat, ging ihr das Herz auf. Henri von Sartines, der elegante schöne Hofherr wurde ihr Abgott! Er scherzte mit ihr; aber er ahnte nicht, daß er die Blume des Scherzes an einem Abgrund pflückte, am Abgrund einer tiefen Leidenschaft.

Und mit der Zeit ließ sie's geschehen, daß er ihr Küsse raubte; er hätte es für ungalant gehalten, mit einem hübschen Mädchen allein zu sein, ohne ihr durch die That zu beweisen, daß sie ihm gefiel. Seine Küsse gehörten zu jener Münze, welche der Markt von Versailles tief im Kurse herabgedrückt hatte.

Ganz anders empfand Cecile: für sie hatte das Leben keinen Werth, wenn sie ihn nicht sah; sie küßte mehr mit der Seele als mit den Lippen, und sie meinte, es sei ein unvergänglicher Segen, der von solchen Küssen ausströme.

In letzter Zeit war Henri seltener im Laden erschienen; er kam ihr oft fremd und kühl vor; er machte Einkäufe aller Art, feine Briefbogen, nied-

liche Pappkästchen, allerlei Zierlichkeiten, die auf einen Damenschreibtisch gehören, und alles wurde dann in die Villa nach Passy hinausgesendet. Cecile ließ es keine Ruhe; sie mußte erfahren, wer diese Villa bewohnte; sie umkreiste dieselbe und den Garten öfter erfolglos, bis es ihr endlich gelang, die Schönheit endlich zu erblicken, welcher die feinsten Schätze ihres Ladens zu Füßen gelegt wurden, und den Ritter auf frischer That zu ertappen.

„Du hier, Cecile?“ fragte Henri, als ihm das Mädchen in der einsamen Allee entgegenkam.

„Mein Vater erlaubt mir, um diese Zeit mich zu ergehen und Luft zu schöpfen meiner Gesundheit wegen. Ich zweifle indeß, daß es mir gut bekommen wird.“

Die Bläſſe und Aufregung Cecile's ängstigten Henri; es stand gerade neben ihnen eine Bank im Schatten eines Ahorns.

„Setze Dich, mein Kind . . Du bist übermüdet.“

Cecile setzte sich, indem sie die Hand auf das

klopfende Herz drückte. Sartines empfand Mitleid mit ihr und reichte ihr freundlich die Hand; doch sie entzog sie ihm sanft, nicht mit Trotz, nur mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Ich bin in Passy gewesen," sagte sie; „ich weiß jetzt, wohin die Etuis und Schächtelchen, die Täubchenbogen und Schäferbildchen wandern."

„Ei, ei, ein Spion!"

„Darum ist die Rue Saint-Honoré so vergessen; freilich, ein einfaches Bürgermädchen und diese vornehmen Damen!"

Die Stirne Henri's umwölkte sich; es war ihm unbequem, zur Rede gestellt zu werden von einem Mädchen, das seinen flüchtigen Höflichkeiten wohl gar mit ernster Neigung entgegenkam und aus den folgenlosesten Galanterien ganz unmögliche Folgerungen zog.

Der Edelmann regte sich in Henri: hatte sie denn ganz vergessen, welche Kluft sie trennte? Mußte das Bürgermädchen sich nicht von Hause aus sagen, daß in der Annäherung des vornehmen

Herrn für sie nur eine flüchtige Auszeichnung liegen konnte, die ihr schmeicheln durfte, ohne ihr irgend ein Recht zu geben.

„Was kümmert's Dich?“ sagte er schroff.

„Was es mich kümmert — o mein Gott! Ich kam ja nicht, um mich zu beklagen; ich bescheide mich ja gern mit einsamer Trauer.“

„Wozu, weshalb diese Trauer?“

„Das darf mir Niemand nehmen, auch Sie nicht, Henri von Sartines; ich darf trauern um zerstörte, thörichte Hoffnungen. Die Trauer wie die Thorheit ist meine eigene Sache. Auch lieben darf ich, grenzenlos, mit des Herzens vollster Hingebung .. nur Gott braucht davon zu wissen, und Niemand hat ein Recht, mich danach zu fragen; ich kann sterben für meine Liebe, die so verborgen ist, wie die Blume im tiefsten Dickicht, zu der nie ein Strahl der Sonne dringt.“

„Gewiß . . doch wozu dann heftest Du Dich an meine Fersen?“

„Ich will glücklich sein, wenn Sie es sind; ich

will mich zwingen zu diesem Glück, und ich muß wissen, wer und was Sie beseligt!“

„Thörichte Eifersucht!“

„O nein — seh' ich aus wie eine mit dem Dolch bewehrte Furie? Wenn ich weine, sind's stille Thränen der Wehmuth! Sehen Sie das Abendroth, das dort durch die Wipfel glänzt? Es ist der wehmüthige Verzicht der Natur auf den schönen Tag; o, ich gönne Ihnen alles Glück von Herzen . . wenn Sie mir nur Ihre Freundschaft bewahren.“

„Das will ich, reizende Cecile! Du bist so eine Art von Trauerrose: auch sie ist eine schmucke Zier des Gartens; man braucht allerlei Blumen für den Strauß, den man sich an die Brust steckt!“

„Doch nur eine fürs Leben!“

„Das kannst Du nicht sein . . das weißt Du! Daraus hab' ich Dir nie ein Hehl gemacht; zu verschieden sind unsere Wege.“

„Ich weiß es . . es ist recht so,“ sagte Cecile, indem sie ihre großen Augen träumerisch aufschlug;

„doch nicht alle denken so. Es geht ein Sturm durch die Welt, der das Hohe hinwegfegt; es tönt ein Ruf aus den Tiefen: wir Alle sind gleich, so auf Erden wie im Himmel droben.“

„Einige Unruhstifter, mein Kind, verkünden dies, und im Straßenlärm findet das Wort seinen Wiederhall.“

„Es ist falsch . . ich weiß es! Nichts ist gleich auf Erden, nichts . . überall waltet das Herrliche neben dem Gemeinen, der Adler in den Lüften neben dem Gewürm des Staubes. Von Gott eingesetzt ist die Macht der Könige; es ist ein anderer Geist, ein anderes Blut in den Hohen und Vornehmen; nach dieser Freiheit trachten wir vergebens. Jene Frauen und Mädchen haben einen Zauber, der uns fehlt: die schöne Sicherheit des begnadigten Vorrechts. Wenn wir danach ringen, ermatten wir; wenn wir siegen . . wir würden athemlos, erschöpft oben ankommen, wo sie in heiterer, seliger Ruhe verweilen. Wir können nichts thun, als zu ihnen

emporblicken, neidlos, wenn wir edel sind; denn unser Leben ist nichts als . . Entsagung."

„Das sind sehr tiefsinnige Betrachtungen, mein schönes Kind! Woher kommst Du zu diesem Tiefsinn? Von Deiner Mutter Gottes vielleicht, von der Du mir öfters erzählt?"

„Das Alles sagt mir mein eigenes Gefühl; es sagt mir auch, daß es ein Frevel wäre, Ihr Glück zu stören!"

„Glück," sagte Sartines verdrossen, „wer spricht von Glück? Weil Du denn Alles wissen willst in Deiner liebevollen Neugier, so wisse denn auch, daß jenes Mädchen mich nicht liebt, daß sie kalt und spröde ist gegen meine Bewerbungen und daß kein Glück liegt in vergeblichem Streben und versagten Wünschen."

Die Augen der sanften Cecile leuchteten auf: war es der Strahl der Hoffnung, der in ihre Seele fiel, war es das Feuer des Zornes über die Uebermüthige, welche ein Glück zu verschmähen wagte, dessen leisester Schimmer schon ihr eigenes Leben glänzend erhellte?

„Fast sieht es aus," fuhr Sartines fort, „als triumphirtest Du über diese Mittheilung; ist dies die schöne Neidlosigkeit Deiner Seele? Doch wenn ich auch nicht glücklich bin . . ich liebe sie, und einer ausdauernden Liebe wird zuletzt doch der Preis zu Theil!"

„Nicht immer," sagte Cecile schmerzlich vor sich hin. Sie erhob sich dann mit umflorten Blicken.

„Plaudern wir doch noch etwas," sagte Sartines, der sie zu sich niederziehen wollte; „es ist still und einsam hier; neige Dich zu mir nieder, mein bleiches Trauerröschen; tröste mich für die grausame Schönheit, die mich verschmäht."

Das Blut des abenteuerlustigen Versailler Edelmanns regte sich in ihm; er war bereit, ritterlich für die Dame zu kämpfen, deren Zeichen er trug, und ihr sein Leben zu weih'n; aber solche kleine Freibeutereien flüchtiger Neigung verzieh er sich leicht, da sie auch alle Welt ihm verziehen hätte, wie ein Vasall der alten Zeit dem Eid der

Gefolgschaft gegen seinen Lehnsherrn nicht untreu wurde, wenn er irgendwo auf eigene Faust sich in ein gelegentliches Scharmützel einließ.

„Uns sieht hier nur das Abendroth, und der langweilige Schwan dort im Weiher . . der bewundert sich nur selbst im Spiegel der Fluth und zieht seine Gleise mit der Feierlichkeit eines Ceremonienmeisters. Du schmollst, Du bist trotzig . . laß mich den Trotz von Deinen Lippen küssen.“

Doch Cecile stand vor ihm mit abwehrender Bewegung:

„Nimmermehr! Ein Kuß der Liebe ist Segen, ein Kuß ohne Liebe Entweihung. Das ist kein Hauch, der die Blume erquickt, das ist ein Hauch, der sie entblättert. Dort das Glück, dort der Kuß der Liebe!“

Und sie zeigte auf das vom Widerschein des Abendroths umglommene Gehölz, hinter dem die Häuser von Passy hervorschauten.

„Leben Sie wohl, Henri; bleiben Sie mein Freund, aber gewähren Sie mir eine kleine Bitte.

Kaufen Sie Ihre Briefbogen, Ihre Toilettengeschenke in einem andern Laden; es gäbe mir einen Stich ins Herz, wenn die Grüße und Gaben dieser Liebe durch meine Hand gehn sollten. Es würde kein Segen daran haften . . kein Segen. Vielleicht fiele eine Thräne auf das Seidenpapier, und die Schöne dort würde darin nur einen garstigen Flecken sehen."

Sie schied mit einem freundlichen, wehmüthigen Lächeln; Sartines versuchte nicht mehr, sie zurückzuhalten; er sah ihr achselzuckend nach, als sie auf dem Seitenweg im Gebüsch verschwand. Er mußte zugleich in die untergehende Sonne sehen; wie bunte Funken tanzte es ihm vor den Augen; war ihm das Mädchen mehr in seinem Leben, als solch ein spielender Farbenschimmer, der rasch verlosch? Sie aber eilte mit geflügeltem Schritt durch das Gehölz; sie wollte eine Freundin besuchen und bei ihr sich Trost holen. Der Weg war weit, sie mußte die ganze Stadt durchwandern. In der Rue Saint-Honoré schritt sie am Laden ihres Vaters vorüber;

sie sah am Fenster das greise Haupt des würdigen Mannes, dem sie eben einen Kunden abwendig gemacht hatte; es war eine kleine Schuld, aber in ihrem zarten Gewissen war sie nicht unempfindlich dafür. Als sie den Bastillenplatz erreicht hatte, blieb sie einen Augenblick stehen; sie hatte niemals Haß gegen die alte trotzige Burg gehegt, die ihr nie wie ein drohendes Ungethüm erschienen war; die ihr im Gegentheil mit ihren Mauern und Thürmen ein Gefühl von Sicherheit gegeben hatte. Jetzt lag die Stadtfeste zerstört, zertrümmert im Staube . . der Platz war öde und leer . . ein Tummelplatz für wilde Volksmassen; sie wandte sich trauernd ab von der unheimlichen Stätte.

Es war schon dunkel geworden, als sie die Rue Contreescarpe erreicht hatte. Dort, wo dieselbe nach der Seine hin auslief, trat sie in ein schmales düsteres Eckhaus. Durch den engen Korridor gelangte sie in einen geräumigen Hof, hinter dem sich ein Gebäude erhob, das wie die Trümmer einer alten Burg gemahnte, denn es zeigte gleichsam eine

blinde Mauerfronte, nur durch Schießscharten unterbrochen und oben gekrönt mit alterthümlichen Zinnen. Eine schmale Thür führte hinein, eine enge Wendeltreppe in die Höhe; dann aber erweiterten sich die Räumlichkeiten; es schien, als sei an eine alte Burgmauer ein stattliches Gebäude angebaut worden, mit Zimmern und Sälen, deren Fenster auf die Gärten hinausgingen.

Cecile Renauld wußte hier gut Bescheid; sie durchwanderte einen kleinen Seitenkorridor und klopfte an eine Thüre, die ihr sogleich geöffnet wurde. Ein seltsames Weib trat ihr entgegen; sie war von hoher Gestalt, mager und dürr und von einem fast durchsichtigen Teint. Das Zimmer war klein und düster, die Wände mit schwarzem Tuch verschlagen; allerlei geheimnißvolle Zeichen und Bilder aber hoben sich von dem dunklen Hintergrund ab. Cecile kannte diese Zeichen; denn die Alte hatte ihr längst ihre Bedeutung enthüllt. Da war das tiefsinnige Dreieck, welches ein Bild der Gottheit vorstellen sollte, das Kreuz, an welchem

Jesus von Nazareth gestorben, über ihm ein Pelikan in einer Wolke, der sich selbst mit dem Schnabel die Brust zerfleischte; über dem Kreuze standen die Worte geschrieben: Pone me ut sigillum super cor tuum.

Mitten in einem Ovale sah man den Garten Edens mit dem Baume des Lebens und dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Das Oval selbst aber war gebildet durch die sieben Gaben des heiligen Geistes, die Offenbarungen der geheiligten Zahl Sieben: sieben Küsse, der Mutter Gottes gegeben, welche ein Symbol waren für die sieben Sessel der Apokalypse, für die sieben egyptischen Plagen, die sieben Sakramente, die sieben Loblieder auf die heilige Jungfrau und ihre sieben Schmerzen und für die 140,000 Auserwählten, ein Produkt der heiligen Siebenzahl, welche die Bevölkerung der neuen Erde bilden sollten; denn die hochgewachsene alternde Frau war niemand Geringeres, als die neue Eva, auf welche das Bild des Paradieses hinwies, und die neue Mutter Gottes.

Cecile war in alle diese Symbole eingeweiht; ihr phantastischer Sinn fühlte sich mächtig durch dieselben angezogen, seitdem sie die Bekanntschaft der seltsamen Frau gemacht hatte; denn trotz aller himmlischen Offenbarungen brauchte diese doch die irdischen Hilfsmittel eines Papierladens, um dieselben für die Gläubigen sichtbar erscheinen zu lassen. Die Kunst großer Künstler konnte sie ihrem Kultus nicht dienstbar machen; dazu waren die Gaben der kleinen Kirche nicht verschwenderisch genug. Doch Zeichen und Bilder von roher Ursprünglichkeit, schwarzes und buntes Papier, leichte Kohlen- oder Farbenzeichnungen auf weißen Bogen übten auf ein hingebendes Verständniß die gleichen Wirkungen aus. In letzter Zeit war der Verkehr der Wunderthäterin mit dem Papierladen ein sehr reger geworden; sie machte kein Geheimniß daraus, daß der Kreis ihrer Anbeter sich von Tag zu Tag vermehrt habe und daß sie jetzt einen größeren Saal für den Kultus ihrer Gemeinde einrichten müsse.

„Ich grüße Dich, Katharine Theot,“ sagte

Cecile eintretend, indem sie sich vor der hohen Frau, die an solche Huldigung gewöhnt war, tief verneigte.

„Ich freue mich, daß Du kommst,“ erwiderte diese; „setze Dich hier auf den Schemel zu meinen Füßen; was führt Dich zu mir?“

„Mir ist schwer ums Herz, das Leben erscheint mir dunkler als je; ich suche bei Dir Rath und Hilfe. Du, die Du die Zukunft zu erforschen weißt . . .“

„Nur für Diejenigen, die an mich glauben,“ warf die bleiche Alte ein.

„Wohl, ich will an Dich glauben! Ich liebe von ganzem Herzen, innig, ewig, doch einen Mann, der sich mir abzuwenden droht, der vielleicht nur ein flüchtiges Spiel mit mir getrieben hat. Ich möchte von Dir erfahren, ob ich hoffen darf, ob er noch einmal ganz zu mir zurückkehrt.“

„Wie heißt der Mann?“

„Henri de Sartines.“

„Und er hat eine andere Liebe?“

„Ja.“

„Wie ist der Name jenes Mädchens?“

„Manon Saint-Amaranthe.“

„Ich wiederhole Dir, mein Kind, heilige Verzückungen ergreifen mich nur, wenn eine Gläubige an meiner Seite weilt und auch mein Spiegel zeigt auf seiner Folie sonst nur den alltäglichen Wiederschein.“

„Und was soll ich thun, heilige Mutter?“

„Gelobe mir, eine Genossin unseres Bundes zu werden; es ist ja Dein eigenes Ziel, eine der Auserwählten zu sein, denen einst die neue Erde gehören wird. Das Versprechen der ewigen Jugend wird sich für diese erfüllen. Höre mich, mein Kind! Unser Kreis hat sich erweitert; nächstens werde ich den großen Saal eröffnen, dessen Fenster nach dem Garten gehen; ich brauche bevorzugte Genossinnen, denen Schönheit und Jugend schon jetzt angehören, Bilder der paradisisch verjüngten Erde; ich brauche eine Sängerin und außer dieser ein schönes Mädchen, welches die Blätter der Apokalypse den Jüngern

lesend enthüllt und den Namen der ‚Taube‘ führen soll; zu dieser ‚Taube‘ werde ich Dich wählen, Cecile, wenn Du feierlich eintreten willst in den Bund der Geweihten.“

Cecile zögerte.

„Die Aufnahme selbst ist mit strengen Formen verbunden; mitten im alten Burgkeller ist ein dunkles Gemach dafür bestimmt. Die neuen Heiligen müssen der alten Erde entsagen. Doch wenn Du mir durch den Kuß des Bundes schon jetzt gelobst, uns anzugehören, so betrachte ich Dich als eine der Unsrigen, auch schon vor der feierlichen Aufnahme, und ich zweifle nicht, daß der Prophetengeist mir gehorchen und Deine Zukunft mir enthüllen wird.“

Cecile schwankte noch immer; sie war keine Ungläubige; aber es gingen dunkle Gerüchte von den Schrecknissen der Aufnahme um. Sollte sie der Mutter den Bundeskuß ertheilen? Das Geheimnißvolle übte große Anziehung auf ihren erregten Sinn; den Ausschlag aber gab ihr heißer Wunsch, die Zukunft zu erfahren.

„Ist nichts dabei," fragte sie zaghaft, „was wider das Gewissen ist?"

„Das Gewissen der Auserwählten kennt die Sünde nicht, welche der alten Erde angehört."

„Nun denn, so will ich eintreten in Euren Bund."

„Ich prüfe Dich als eine Novize; küsse mich!"

Cecile that, was ihr die Alte befahl.

„Nach zweimal sieben Tagen erscheine hier ... und Du wirst aufgenommen werden. Du bedarfst dazu nur eines muthigen Herzens."

„Und jetzt," sagte Cecile, der alle Pulse fieberten vor heißer Sehnsucht, die Zukunft ihrer Liebe offenbart zu sehen.

„Jetzt will ich Deinen Wunsch erfüllen."

Es brannte im Gemach ein kärgliches Licht, das die Alte jetzt auslöschte.

Cecile wurde es unheimlich in der Dunkelheit; sie saß schweigend nnd hörte das Hin- und Hergehen der Prophetin.

Bald knisterte im Kamin ein Feuer, doch ein

dichter Rauch verdeckte die Flamme und ein Gewölk von Wohlgerüchen entströmte ihr und ergoß sich in das Gemach. Cecile war wie betäubt von dem Duft. Ueber dem Kamin aber schob sich der Rahmen des Spiegels zurück, den sie bis jetzt dort erblickt hatte und ein leuchtender Metallspiegel trat an seine Stelle. Cecile wandte geblendet die Blicke ab.

Katharine Theot hatte vom Haupte eine verhüllende Mantille genommen, die sie bedeckt hatte; in silbergrauem Gelock fiel ihr Haar auf die Schultern hernieder; sie sah nicht aus wie eine jene Zauberinnen früherer Zeit, mit triefenden Augen, hängenden Lippen, schiefen Zähnen; es lag eine stille Verklärung auf ihren regelmäßig geschnittenen Zügen, die in dem eigenthümlichen Licht einen geisterhaften Ausdruck annahmen.

Sie setzte sich dem Spiegel gegenüber; anfangs saß sie ruhig und still, wie in tiefes Nachdenken versunken; sie schien in dem leuchtenden Metall wie in einem anfgeschlagenen Buche zu lesen. Plötzlich

ergriffen sie krampfhafte Zuckungen; sie erzitterte mit Händen und Füßen, sie schüttelte sich; ihr Gelock flog, als wenn der Sturm es bewegte; ihre Augen rollten.

Cecile, die erschreckt aufgesprungen, hing an ihren Lippen; kaum wagte sie nach dem Metallspiegel zu sehen, von dem ein feuerrother Schein auszustrahlen schien.

„Ich sehe sie, Alle, Alle," rief Katharine; „durch Blut schreitet der neue Messias; er schlägt die Erde in Trümmer .. nur so ersteht das Paradies! Ich sehe auch ihn .. Henri von Sartines .. ich sehe ihn .. und Dich. Es geht ein rother Schein von Euch aus, von Allen gemeinsam .. Ihr seid vereint, doch zu spät!"

Wie vom Schauder ergriffen, wandte die Prophetin ihr Antlitz ab und streckte die Hände wie zur Abwehr aus gegen das Bild, das sich auf dem feurigen Spiegel abzeichnete. Halb widerwillig kehrte sie sich dann wieder um und sprach mit erneutem Erzittern:

„Roth, roth . . es ist kein Abend=, kein Morgenroth, es ist ein rothes Gewand, doch kein Königspurpur . . und darüber quillt's wie aus unerschöpflichem Born, ein rothes Feuer . . über Alle, Alle. Hinweg damit!"

Und abgekehrt schritt sie dem Spiegel zu, damit das Bild sie nicht noch einmal entsetze. Sie tastete, bis sie den Rahmen des vorderen Spiegels gefunden und schob ihn vor; dann löschte sie das Feuer; es wurde dunkel im Gemach, bis die Kerze abgebrannt war.

Cecile hatte die Verkündigungen der Wahrsagerin mit gemischten Empfindungen angehört. Etwas Schreckliches lag in dem Schooße der Zukunft; war doch die Priesterin selbst von Grauen erfüllt vor dem Orakel, das ihre Lippen offenbart hatten; und doch . . sie, Cecile, war ja mit dem Geliebten vereint in diesem Schreckensbild der Zukunft, spät, zu spät . . aber war selbst der Tod mit ihm nicht schöner als das Leben ohne ihn?

Katharine Theot stand wie eine bleiche Mar=

morstatue an die Wand gelehnt; auf die wilde Erregung war tiefe Erschöpfung gefolgt. Cecile sagte ihr Worte des Dankes, sie hörte dieselben regungslos an.

„Nach zweimal sieben Tagen," das waren die einzigen Worte, die dumpf und tonlos über ihre Lippen kamen.

Cecile schied von ihr; schwer lastete auf der Seele des Mädchens das gegebene Versprechen; sie zitterte vor den dunkeln Geheimnissen der Aufnahme; doch die räthselvolle Welt, deren Reich sich ihr erschließen sollte, deren erste Offenbarungen sich ihr ebenfalls enthüllt hatten, übte auf ihr schwärmerisches Gemüth einen Zauber aus, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Siebentes Kapitel.

Im Salon des Palais-Royal.

Wer durch den Garten des Palais-Royal wanderte, wo zuerst der bewegliche Camille Desmoulins die Losung der Revolution ausgegeben und sich mit der grünen Kokarde geschmückt hatte, der sah eine Reihe hellerleuchteter Fenster, die allabendlich im gleichen Glanze strahlten; Dieser Glanz kam von schimmernden Krystallkronleuchtern her, aus jenen Salons, welche Frau von Saint-Amaranthe eröffnet hatte.

Das Palais-Royal, das Palais der Orleans, war von jeher der französische Vergnügungspalast gewesen; die Erinnerung an die Soupers der Regentschaft haftete unvergänglich an diesen Räumen;

es war die Heimat der Roués, jener Geräderten, die, am Abend auf das Rad der Leidenschaft geflochten, am schläfrigen Vormittag mit zerschlagenen Gliedern durch die Korridore dahinschlichen, und trotz der glänzenden Concurrenz, welche die Chronik des Oeil-de-Boeuf von Versailles und diejenige des Hirschparks der Chronik des Palais-Royal machte, trug die letztere in der öffentlichen Meinung stets den Sieg davon.

Schon weil das Palais im Herzen von Paris lag, galt es vor allen als die fürstliche Herberge der Genußsucht. Und der damalige Besitzer desselben, Herzog von Orleans, that Alles, was in seinen Kräften stand, um den alten Ruf aufrecht zu erhalten; er war ein Wüstling ersten Ranges, der sich von seinen Ahnherrn nur dadurch unterschied, daß er unter seine Buhldirnen auch die öffentliche Meinung aufgenommen hatte und mit der auf den Straßen herumziehenden Freiheit kokettirte. Das Palais hatte er erweitert, jene

langen, an die Prokuratien von Venedig erinnernden Flügel angebaut und an verschiedene Unternehmer öffentlicher Vergnügungen vermiethet. Hier schwirrte zu allen Zeiten der Bienenstock der müßigen Welt; die Nichtsthuer aus allen Ständen flanirten hier mit den Philosophen des Materialismus, den Cynikern, die hier mit Behagen den Verwesungsprozeß der menschlichen Gesellschaft beobachteten; die Aufregungen der Revolution beschleunigten nur den erhitzten Pulsschlag dieser nur auf raschen Genuß bedachten Kreise. Freilich, auch der Aufschwung der auf die Gartenstühle steigenden Jugend hatte hier eine Stätte gefunden, hier seinen Flug begonnen. Doch das hinderte nicht, daß tausend Nachtfalter hier um die Kerzen des Vergnügens flatterten; ja es ist eine alte Beobachtung, daß gegen den Aufschwung idealer Begeisterung stets ein Rückschlag eintritt, bei welchem die Materie dem Geiste gleichsam ein Bein stellt.

In dem Palais-Royal hatte auch Frau von Saint-Amaranthe sich ihre Salons gemiethet, welche

Philippe-Egalité gewiß selbst mit seiner Gegenwart beehrt haben würde, wenn nicht der Geist derselben ihm allzu zweifelhaft erschienen wäre, indem die Magnetnadel der dort herrschenden Neigungen nach den Tuilerien hin vibrirte. Bei den Salons der schönen Frau darf man indeß nicht an diejenigen denken, welche später die ebenfalls schöne Notre-Dame de Thermidore, Madame Tallien-Cabarrus in fast antikem Kostüm, mit Sandalen und Kleidern, die an den Hüften aufgeschnitten waren, eröffnete, oder an die andern, in denen die anmuthige Recamier die Leidenschaften der französischen Kreuzritter ebenso erregte, wie takt- und geistvoll zu besänftigen wußte.

Die Blume des Esprit konnte in der aufsteigenden Aera der Revolution sich nicht entfalten; der Salon der Manon Roland war mehr ein Kabinet, in welchem über Politik berathen wurde. Erst als die Revolution im Niedergang war, wurden die Salons wieder Bureaux d'Esprit, in denen man

mit Geist und Schönheit gegen die rohe Blutwirthschaft protestirte.

Ebensowenig indeß gehörten die Salons der Frau von Saint-Amaranthe zu den gewöhnlichen Spielhöllen, welche der Spekulation einzelner Spielpächter dienten und die sich auch in nicht geringer Anzahl im Palais-Royal befanden. Sie hatten mit ihnen nur das gemein, daß die vornehme Dame in der That, um ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, diese Salons für einen feinen Geschäftsbetrieb bestimmt hatte, der durch einen Geschäftsführer nach allen Regeln zu Gunsten des Hauptbuches geleitet wurde. Es waren zahlende Gäste, welche diese Salons besuchten; freilich wurde ihnen dafür auch mehr als Esprit vorgesetzt; es fanden hier luxuriöse Soupers statt, denen Frau von Saint-Amaranthe mit einigen aristokratischen Freundinnen präsidirte. Nicht jeder hatte Zutritt in diesen Kreis; so glänzend auch die Zahlungsfähigkeit des Bewerbers war, er mußte durch einen Freund der Dame vom Hause empfohlen und ein-

geführt werden. An lächelnden Grazien und entkorkten Champagnerflaschen fehlte es nie; eben so wohl im Speisesalon wie im Gesellschaftssalon herrschte der gute Ton der feinen Kreise, und man nahm sich nur die Freiheiten, welche der Hofton von Versailles erlaubte; hier erhielt bisweilen auch der vor dem Straßenlärm flüchtende Esprit sein gutes Recht; man sprach von Politik, von Theater und Kunst.

Frau von Saint-Amaranthe hatte eine Reihe von Zimmern inne. An den großen Gesellschaftssalon schloß sich ein kleines, geschmackvoll eingerichtetes Boudoir, welches zugleich Audienzzimmer und Büreau war; auf der andern Seite stieß an den Hauptsalon das Speisezimmer, und daran reihten sich hinter Portieren zwei Spielzimmer: in dem einen wurde gewürfelt, in dem andern auf rouge und noir gesetzt und dem Kartenteufel des Faro gehuldigt.

Alle diese Räume waren mit Fresken geschmückt, die eine sinnvolle Beziehung zum Zweck derselben

hatten. Im Eßsalon sah man freilich kein Abendmahl des Leonardo da Vinci, sondern ein Gemälde aus der Römerzeit, nach den Sittenschilderungen des Petronius entworfen: Gäste, die in seligem Rausche auf den Triklinien lehnten, Flöten spielende Jünglinge und Tänzerinnen in koïschen Florgewändern. In dem einen Spielsalon war eine Fortuna mit ihrem Füllhorn und ihrem Rade zu sehen, eine Fortuna, die so selig lächelte, daß Alle Lust bekommen mußten, unter ihren Fahnen zn dienen; auch zeigte das neidlos zurückfallende Gewand alle Schönheiten einer junonischen Gestalt; im andern Spielsalon schwebte Fortunatus mit dem Zauberhut und dem Wunschsäckel an der Wand, hinter ihm ein Gefolge von Klienten, die ihm huldigten, von Frauen und Mädchen, welche seinen Blick auf sich zu lenken, ihn zu gewinnen suchten durch jede Art von weitgehender Koketterie.

Unter den Gästen des Salons befand sich an dem Abend, an welchem Frau Lucie die Demüthigung erfahren mußte, von Saint-Just im Stiche

gelassen zu werden, einer der schönsten Männer von Paris, Hérault de Sechelles, der Liebling der Musen und Grazien, welche durch einige Theaterdamen im Salon vertreten waren. Die Royalisten der strengen Observanz hatten an Hérault de Sechelles viel auszusetzen, obgleich er ein Günstling der Königin war; er zeigte offenbar eine Hinneigung zu den Ideen der Revolution und war keineswegs ein warmer Anwalt des Königs Ludwig XVI. Gleichwohl sprach er sich so takt- und maßvoll aus, daß die Gegnerschaft der andern sich auf eine mißtrauische Beobachtung des ritterlichen Mannes beschränkte, der in seinem ganzen Ton und Wesen zu den Aristokraten dieses Kreises paßte. Auch wußte man, daß er stets mit dem Degen bei der Hand war, wenn man seinem Selbst- und Ehrgefühl zu nahe trat, und daß er ihn ausgezeichnet zu führen verstand.

„Ich zürne Ihnen," sagte Mademoiselle Amélie Candeille, die neben ihm in der Fensternische stand, „daß Sie nur Augen für die schöne Lucie von Saint-

Amaranthe haben, unsere liebenswürdige Wirthin. Ich bin nicht die einzige, welche dies bemerkt hat, und wir Alle sind eifersüchtig, wenn es sich um Ihre Freundschaft handelt."

„Reizende Amélie," erwiderte Hérault. „Sie wissen, daß ich ein Verehrer Ihrer Kunst bin und bleibe. Sie sind nicht bloß Schauspielerin, Sie sind auch Dichterin, und ich müßte ja ein Barbar sein, wenn eine Grazie, welcher zwei Musen zugleich huldvoll über die Schulter sehen, mich nicht zu fesseln vermöchte."

„Ich könnte von Ihnen lernen, was gewandten Dialog betrifft; Sie können mitarbeiten an meinem Lustspiel. Die Zeit der aristokratischen Genies ist vorüber, es giebt keine Könige der Geister mehr; man trägt jetzt seine Talente zusammen zu einem Picknick des Esprit; gemeinsame Arbeit ist die Losung in der Politik wie in der Poesie. Doch mit diesen geistreichen Wendungen entgehen Sie mir nicht, mein Freund. Sie sind erst das zweitemal in diesem Salon, und doch hat es Ihnen schon diese Frau

angethan; ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie hier eingeführt habe."

Fräulein Amélie Candeille wußte sehr liebenswürdig zu schmollen; sie war der verwöhnte Liebling der Pariser, eine Darstellerin von nervöser Munterkeit, dabei eine der launenhaftesten Grazien der Kulisse. Sie zog ihr Flacon hervor, benetzte mit Parfüm ihr feinseidenes Schnupftuch und dann ihre schmale Stirn, welche dem Ideal der Charitinnen entsprach, das den griechischen Bildnern vorschwebte.

„Sie haben wieder einmal Migraine, theure Freundin?"

„Ich bin unzufrieden mit mir, mit Ihnen, mit der ganzen Welt! Und was finden Sie denn so Schönes an dieser Frau . . beichten Sie doch einmal."

„Sie ist das Leben selbst, eine harmonische Schönheit, allerdings nicht schäferlich, nicht schwärmerisch; aber so recht aus einem Guß, von der Mutter Natur bei guter Laune aus dem Vollen geschaffen, zum Behagen und zur Freude der Welt."

„Nun, die Welt muß sich beeilen mit ihrer Freude," versetzte die boshafte Lustspieldichterin; „denn diese Schönheit befindet sich stark im Niedergang."

„Sie irren, liebe Amélie! Möglich, daß das scharfe und unbestechliche Auge der Schauspielerin hier und dort eine kleine Nachhilfe entdeckt, durch welche dieser oder jener Reiz aufgefrischt wird; für die Kunst giebt es ja kein Toilettengeheimniß, und es ist schon ein Glück zu nennen, wenn die Kunst selbst nicht blos ein Toilettengeheimniß ist."

„Spötter," sagte Amélie, mit dem Finger drohend.

„Dergleichen verschönernde Arabesken finden sich heute bei jedem Bilde, das wir bewundern."

„Was mich betrifft, so bitte ich mir den Beweis aus," versetzte die Schauspielerin schmollend; „Puder und Schönpflästerchen gehören zur Mode, die jetzt allerdings im Verschwinden ist; aber sie verschönern nicht. Ich hoffe bald mein Haar frei von dieser künstlichen Bestäubung zeigen zu

können, und Sie sollen entscheiden, was mir besser steht."

„Einer Künstlerin muß jede Tracht stehn und Sie sind eine Künstlerin," versetzte Hérault de Sechelles, um seine Freundin zu besänftigen, die bereits wieder zu ihrem Flacon griff und sich Taschentuch und Stirn mit erfrischendem Odeur netzte, während um ihre Mundwinkel statt des schelmischen Lächelns, das sie sogar nach dem Souffleurbuch herbei zu beschwören verstand, ein mißmuthig verdrossener Zug lauerte.

„Doch auf die Gefahr hin, mir Ihre Ungnade zuzuziehen," fuhr Hérault unerschrocken fort, „muß ich Ihnen widersprechen, wenn Sie der Kunst einen so großen Antheil an der Schönheit unserer Wirthin zuschreiben. Manches läßt sich erkünsteln, nicht dieser Schnitt der Züge, nicht diese Lebensfülle, nicht diese Anmuth des Wesens, nicht diese Jugendlichkeit aller Bewegungen. Mon Dieu, ich geb' es zu, Madame ist keine Knospe mehr; doch die Knospen haben oft sehr unangenehme, prüde Stachel-

chen; fehlt denn einer vollaufgeblühten Rose der Reiz der Jugend?"

„Nun, da kommt ja auch der Mann der wilden Rose," sagte Fräulein Candeille, die sich nicht zu den Centifolien rechnen durfte; denn sie war von schmächtiger Gestalt, und daher sprang sie rasch von einem Gegenstande ab, der leicht zu mißliebigen Vergleichen führen konnte.

„Der Mann der wilden Rose?"

„In der That, jetzt ist Ihr botanisches Lehrbuch erst vollständig. Sehen Sie nicht, wie lebhaft man Fabre d'Eglantine begrüßt?"

„Den Lustspieldichter?"

„Sie kennen ihn nicht? Er ist jetzt der Mann des Tages; sein neues Lustspiel: „Le Philinthe de Molière" hat gestern einen glänzenden Erfolg davon getragen. Sie sehen, alle Welt eilt ihm entgegen, um ihn zu beglückwünschen."

„Und warum trägt er die wilde Rose im Wappen?"

„In seiner Jugend war er ein Lyriker; er

hatte Gedichte von duftiger Zartheit verfaßt und dafür von der Akademie der Blumenspiele in Toulouse einen Preis in Gestalt einer Hagerose erhalten. Darum legte er sich diesen spielerischen Blumennamen bei."

Fabre d'Eglantine, mit dem zugleich ein Schauspieler, Trial, erschien, ein Mann von wenig empfehlendem Aeußeren, der sich an alle Berühmtheiten drängte, war inzwischen näher getreten:

„Guten Abend, liebe Kollegin! Ich grüße das Handwerk."

Er reichte Fräulein Candeille die Hand zum Gruße; auch Fabre war eine Zeit lang Schauspieler gewesen, doch hatte er kein Glück gemacht auf der Bühne. Jedenfalls mußte er seinem ganzen Wesen nach Talent zum Intriguanten besitzen und dies, wenn auch nicht auf dem Theater, doch im Leben bewähren. Vergebens hätte man bei ihm einen schwärmerischen Zug, etwas Zartes und Sinniges gesucht. Die Jugendthorheit des Dichters lag weit hinter ihm, und wenn er seinen Namen

noch mit dem Symbol derselben schmückte, so mochte man ihn damit entschuldigen, daß ja die Hagerose eine ganz duftlose Blume ist.

„Sie werden bald unser zweiter Molière sein,“ sagte die schmeichlerische Künstlerin, welche durch die Gunst des Dichters gute Rollen in seinen Stücken zu erhalten wünschte.

„Das nenn' ich neidlos von einer Kollegin im Lustspielfach,“ versetzte Fabre, sich vergnügt die Hände reibend mit schlauem Lächeln; „doch die Zeit des großen Ludwig ist vorüber.“

Hérault de Sechelles wurde dem Dichter vorgestellt, der auf ihn mehr den Eindruck eines Generalpächters machte, eines recht praktischen, geriebenen Mannes; sie unterhielten sich über die Aufgaben des Lustspiels.

„Das Lustspiel,“ meinte Trial, „soll zwar der Welt den Spiegel vorhalten, doch vor allem dabei amüsiren. Sonst hat es keinen Erfolg, und der Erfolg ist doch das letzte Ziel alles irdischen Strebens.“

„Eigentlich,“ sagte Hérault, „gehört das Lustspiel in eine lustigere Zeit; die jetzige hat den Schmerzenszug im Gesicht.“

„Schadet nichts,“ versetzte Fabre, „sie hat sich blos den Magen verdorben. Das Lustspiel ist das beste Vomitiv, das man ihr zur Wiederherstellung der Gesundheit eingeben kann.“

Diese Sentenz aus dem Hausschatz einer praktischen Aesthetik brachte Fabre mit vieler Selbstgefälligkeit zu Tage; es ließ ihm indeß keine Ruhe, bis er am Spieltisch saß. Er blickte immer durch den Speisesalon nach den Portieren der hinteren Säle, in denen bereits das Spiel im vollen Gange war.

Fräulein Candeille machte ihm Vorwürfe über seine zuweit gehende Leidenschaft für das Hazard. Obschon sie eine der Spielgrazien war, deren Anziehungskraft den Zauber der geheimnißvollen Glückssäle verstärken sollte, so hielt sie doch die maßlose Sucht, zu gewinnen und zu verlieren, wie

sie Fabre besaß, für unvereinbar mit der Würde eines Künstlers und Dichters.

„Sie irren,“ sagte der neue Molière, „gerade Hazard ist das Spiel für Künstler und Dichter. In dem Leben, das sie auf die Bühne bringen, entscheidet ja nur der Zufall; alles Glück und Unglück des menschlichen Daseins wird nicht in den Wolken gesponnen, sondern es hängt von der umschlagenden Karte ab. Es war überhaupt nur ein zufälliges Rendez-vous von Atomen, wodurch die ganze Welt entstanden ist, und so setzt sich denn die Zufallswirthschaft fort auf dem tanzenden Ball. Gelegentlich rennen sich die Sterne und unsere Erde, die ja auch trotz ihres Schmutzes zu der erhabenen Sorte dieser himmlischen Leuchtkäfer gehört, wieder einmal den Kopf ein und die ganze Herrlichkeit zerbröckelt und zersplittert wieder; wer weiß, ob irgend ein Zufall diese Atome wieder zusammenkehrt.“

„Epikur und Helvetius,“ sagte Hérault achselzuckend.

„Es sind das ganz meine eigenen Gedanken," versetzte Fabre; „wenn jemand anders zufällig sie schon früher gehabt hat, so mag er sich mit mir darüber abfinden. Die Menschheit müßte sehr verwahrlost sein, wenn nicht alles Richtige schon einmal gedacht worden wäre. Das Genie versteht die Plagiate am besten zu verstecken: das ist seine ganze Kunst. Genie ist überhaupt ein Zufall; der Fonds von Begabung, der dazu gehört, ist zufällig, noch zufälliger aber die Anerkennung. Denn das wissen wir doch am besten, Fräulein Candeille, daß hinter den Prosceniumslampen nur der kichernde Hazard sitzt; Künstler und Dichter sind Söhne des Hazard, und ich huldige ihm aus Ueberzeugung. Vive le Hazard!"

Und trotz des warnenden Zeigefingers der Kollegin schlich sich Fabre nach den Portieren, hinter denen die Würfel rollten und am Farotisch die glückbringenden Karten aufschlugen.

Hérault verfolgte indeß mit seinen Blicken die schöne Lucie, die heute besonders zerstreut schien

und einem politischen Gespräch, das in ihrer Nähe sich entsponnen hatte, nur halbes Gehör schenkte. In seiner gestickten Uniform stand Bertrand de Molleville, der vornehmste Gast der Versammlung, der Minister des Königs Ludwig, neben Frau von Saint-Amaranthe im lebhaften Gespräch mit einem Offizier Jourriac de Saint-Mèard, der sein Ludwigs-kreuz auf der Uniform trug. Offenbar hatte diese Herren und ihre Gesinnungsgenossen nicht der Dämon des Spiels in diesen Salon geführt, sondern die willkommene Gelegenheit, sich ungestört aussprechen zu können, was selbst am Hofe jetzt nicht mehr möglich war.

„Wir müssen," sagte der Minister, „eine doppelzüngige Politik treiben; die äußerste Noth-wehr zwingt uns dazu. Errettung kann dem Könige nur von außen kommen, und wenn die Versammlung das Cabinet zwingt zu officieller Feindseligkeit gegen die verbündeten Monarchen, so muß aus dem Boudoir der Königin der Nothschrei ertönen, der sie zu Hilfe ruft gegen die innere Empörung."

„Eine doppelzüngige Politik ist immer ein gewagtes Spiel," versetzte Saint-Méard; „bedenklich sind die Verbindungen mit dem Auslande; lieber das Heer nach der Hauptstadt rufen und den Knoten mit dem Schwerte zerhauen."

„Was sagt unsere schöne Wirthin zu diesen Plänen?"

„Mir wächst die Politik über den Kopf," versetzte Frau von Saint-Amaranthe; „alle Tage verschiebt sich das Bild der Situation und immer düsterer werden seine Farben!"

Hérault de Sechelles trat näher.

„Sie haben Recht, schöne Frau! Die Politik droht uns ganz die Grazien zu verscheuchen; irgendwo müssen sie doch noch eine Stätte finden, und wo könnten sie sich eher heimisch fühlen, als bei einer Priesterin, wie Sie es sind; denn stets erscheinen sie ja im Gefolge der Schaumgeborenen."

Frau von Saint-Amaranthe dankte mit einem freundlichen Lächeln für die Schmeichelei ihres Ver-

ehrers. Die Royalisten aber unterbrachen ihr Gespräch; denn Hérault de Sechelles war zwar ein Edelmann, wie sie; doch galt er jetzt für verdächtig, den Gesinnungen zu huldigen, welche die Hofpartei in Acht gethan hatte.

Hérault suchte indeß vergeblich, Lucie in einer Unterredung zu fesseln, in der er seinem warmen Antheil für ihre Liebenswürdigkeit unverhohlenen Ausdruck gab. Liebe ist sehr launenhafter Art, und sowenig Lucie den Zauber verkannte, den Héraults männliche Schönheit sieghaft ausübte, so sehr waren ihre Gedanken jetzt mit dem jungen Saint-Just beschäftigt, dessen Betragen ihr räthselhaft geworden war; sie bemühte sich, den Schlüssel dafür zu finden und war bei diesen Bemühungen gleichgiltig gegen ihre nächste Umgebung. Da trat Sartines ein; Lucie kürzte eine Erwiderung, die sie einem Bonmot Héraults zukommen ließ, durch einen unverhofften Gedankenstrich ab, eilte auf den neuen Ankömmling zu und ersuchte ihn, ihr in ihr Boudoir zu folgen. Sartines fand kaum Muße, die umher-

stehenden Freunde zu begrüßen; so dringlich war Luciens Aufforderung.

Das Boudoir zeigte an der einen Wand einen offenstehenden Schreibsekretär mit einer Menge von Schriftstücken, die offenbar eine geschäftliche Bedeutung hatten; ja, leichtsinniger Weise waren hier die Schätze der Spielbank zur Schau gestellt, indem mehrere Goldrollen offen auf dem herausgezogenen Pulte lagen; die innere Unruhe der Besitzerin hatte sie bei irgend einem Anlaß aus dem Bureau fortgetrieben und sie vergessen lassen, die gewöhnlichste Vorsicht zu beobachten, die der Eigenthümerin solcher baaren Kapitalien obliegt.

An der Wand gegenüber stand eine luxuriöse Causeuse, vor der ein prächtiger Teppich lag und neben welcher zwei hohe Oleanderbäume mit erschlossenen Blüthen standen. Ueber dem Sopha hing ein Gemälde, welches Atalanta darstellte, wie sie im Tempel der Kybele von dem Sieger im Wettlauf Hippomenes umarmt wurde. Noch hielt sie die goldenen Aepfel in der Hand, die Aphrodite

ihr in den Weg gestreut und welche sie selbst aufgehoben und so den Sieg im Wettrennen verscherzt hatte. Zornig über des Tempels Entweihung schaut aus dunklem Gewölk die Göttermutter hernieder, auf deren Wink die Liebenden in zwei Löwen verwandelt wurden, die ihren Wagen zogen. Aus den Wolken blickten zwei königliche Löwenköpfe hervor, die Genossen des Göttergespanns zu begrüßen.

Das Bild war mit glühendem Kolorit ausgeführt, und wer sich um die drohende Götter- und Löwenkönigin mit der Thurmkrone nicht kümmerte, der sah nur ein Bild üppiger Liebesleidenschaft vor sich, das eben so gut dem phantastischen Ritterthum des Ariosto, wie der Sagenwelt des grauen Alterthums angehören konnte.

Sartines' Blicke ruhten, so bekannt das Bild ihm auch war, doch einen Augenblick auf den anmuthigen Zügen der Atalanta, denn diese erinnerten ihn an die liebliche Bildung seiner Manon.

Frau von Saint-Amaranthe aber gönnte ihm wenig Zeit, sich mit dem Anblick der Schönheit zu

beschäftigen; sie hieß ihn mit einem gebieterischen Wink, der an die drohende Geberde der Göttermutter erinnerte, auf der Causeuse Platz nehmen und fragte dann mit lakonischer Kürze:

„Wieweit sind Sie mit dem Mädchen?“

Sartines war auf diese Frage nicht gefaßt; denn die Mutter hatte sich bisher wenig genug um den Liebeshandel des Edelmanns mit ihrer Tochter bekümmert.

„Ich bin überrascht, Madame, daß Sie von mir in so dringlicher Weise eine Erklärung verlangen. Das ist ein fast revolutionäres Vorgehen; droht mir die Laterne, wenn ich nicht antworte?“

„Ich habe meine Gründe zu dieser Frage; sie mag Ihnen beweisen, daß ich Ihnen warmen Antheil schenke.“

„Wenn Sie sanftere Saiten aufziehen, so will auch ich nicht hartnäckig die Antwort verweigern. Sie wissen, ich liebe Manon.“

„Und sie?“

„Bietet mir dafür ihre Achtung und Freundschaft an."

„Unmöglich, ich dachte . ."

„O, sie weist mich nicht kalt und gleichgiltig zurück; sie lehnt meine Bewerbungen nicht für immer ab; aber das hinreißende, entscheidende Gefühl, das wir ‚Liebe' nennen, ist ihrem Herzen noch fremd."

„Wie, sie weiß, daß ich Ihre Liebe begünstige; Sie sind der Spielgenosse ihrer Jugend; Sie haben Vorzüge, die manches Mädchen neidisch machen würden, wenn Sie einer anderen Ihre Gunst zuwendeten, und sie . . sie ist eigensinnig genug, einen solchen Bewerber auf eine unsichere Zukunft zu vertrösten?"

„Liebe ist eben unberechenbar," versetzte Sartines; „bisweilen zündet sie in den Herzen, wie der Blitz; dann wieder reift sie zu schöner Blüthe aus allmäliger Gewöhnung."

„Sie sind leicht zu trösten. Eine Liebe, die

einen Wechsel auf die Zukunft ausstellt, ist in meinen Augen von Hause aus bankerott.“

„Sie irren! Denken Sie sich zurück in die Zeit Ihrer ersten Jugend; erwartet solch ein Mädchenherz nicht von der Liebe das Unerhörteste? Bringt es ihr nicht eine Ueberschwenglichkeit unbestimmter Empfindung, der Ahnungen, der Sehnsucht entgegen, wie sie eine solche staubgeborene Leidenschaft nie befriedigen kann? Darum bleiben die Herzen oft stumm und wenden sich ab, wenn die Wirklichkeit an sie herantritt; doch vergebens warten sie, daß die Gestalt ihrer Träume aus den Wolken herab ihnen zu Füßen fällt. Dann erst lernen sie, sich mit dem Alltäglichen begnügen. Manon schwebt noch in den Wolken; kehrt sie auf die Erde zurück, so findet sie einen ergebenen Freund, der ihr die Hand reicht, und sie wird diese Hand nicht verschmähen.“

„O, über die Eitelkeit der Männer,“ versetzte Lucie; „aus jeder Niederlage wissen sie sich einen Triumph zu bereiten. Ich denke über das alles

anders als Sie, und ich habe für mich die Erfahrung und das eigene Erlebniß. Nicht in einem Traumbild sehen wir das Ideal; wir suchen's nicht in den Wolken, sondern ein Wesen, das wir hier auf Erden erblicken, statten wir aus mit allen Attributen erträumter Herrlichkeit."

„Dazu gehört doch immer ein Sterblicher, der sich eignet für so traumhafte Ausschmückung."

„Ein Herr Henri von Sartines sollte sich nicht dafür eignen? Das geübte Auge der Frau würdigt Ihre Vorzüge; das ungeübte des Mädchens wird sich dem Zauber derselben nicht entziehen. Doch Sie haben diese Liebe wohl nur spielend behandelt, wie ein Abenteuer in der Idylle von Trianon; nicht den vollen Ernst gezeigt, den ein Mädchenherz verlangt, nicht die Leidenschaft, welche die Leidenschaft zu wecken vermag; dann begreif' ich, daß Manon zögert; denn es ist ein Mädchen, welches großgesinnt alles nur gegen alles giebt und in der Liebe den Einsatz des ganzen Lebens verlangt."

„Nein, ihr gegenüber bin ich nicht der flatter=

hafte Höfling, dem ja längst die ernste Zeit die Schmetterlingsschwingen ausgerupft hat: sie kennt den ganzen Ernst meiner Liebe, und wie könnte es auch anders sein? Ihr kann man nicht gegenüber treten, wie den anderen, die man mit leichtem Gruß zu einem kurzen Federballspiel auffordert; sie ist nicht geboren für das leichtblütige Abenteuer; bei ihr, da heißt es: Tod oder Leben!"

„Nun denn, wenn dies Alles so ist, so haben Sie einen glücklicheren Nebenbuhler."

„Nein, nein, sie selbst hat mir erklärt, daß ihr Herz noch frei ist."

„Möglich, daß es bisher Eigensinn und Laune von ihr war oder überschwengliche Erwartung eines unbekannten Messias; jetzt aber ist es anders."

Und Lucie erhob sich in großer Erregung.

„Sie glauben nicht an die blitzartige Offenbarung der Liebe? Ich glaube daran und ich habe es an mir selbst, an meiner Tochter erfahren, wenn mich nicht Alles trügt. Jetzt erst ist Ihre Liebe

hoffnungslos geworden, jetzt, seit kurzem, seit heute, seit vorhin!"

„In dieser Spanne Zeit . ."

„In einer Spanne Zeit vollziehen sich allerlei große Geschicke. Henri von Sartines . . bitten Sie mich um die Hand meiner Tochter."

„Es ist dies kein Geheimniß; Sie wissen um meine Bewerbungen."

„Bitten Sie mich ausdrücklich, dringend darum! Geben Sie mir das Recht, bei Manon eine Freiwerberin für Sie zu werden."

„Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter . . " sagte Sartines, indem er der schönen Frau die Hand küßte; „doch darf ich nun auch wissen, wer mein Nebenbuhler ist, wer so plötzlich im Lauf einer Stunde sich zwischen mich und mein Glück gestellt hat?"

„Sie sollen es erfahren, doch nicht jetzt, nicht gleich! Erst muß ich volle Klarheit haben . . gehen Sie jetzt, Henri . . unterhalten Sie meine Gäste!"

Henri verließ das Boudoir mit einem weh=

müthigen Blick auf die liebreizende Atalanta und mit einem fragenden auf Lucie, welche in leidenschaftlicher Erhitzung den Löwenzorn der hochthronenden Kybele zu athmen schien.

Nicht mütterliche Fürsorge für das Wohl der Tochter bewegte sie; es war die Gluth der Eifersucht, von der sie entflammt war. Wie unvorsichtig war es von ihr gewesen, Saint-Just mit dem Mädchen allein zu lassen; wie gänzlich verwandelt war er nachher. Wie brach er seine Zusage, in den Salon zu kommen, wie verschlossen dumpf saß er im Wagen neben ihr; er, der kaum eine Stunde vorher sie noch so glühend ans Herz geschlossen hatte! Wie beeilte er sich, aus dem Wagen zu springen, als kaum die Champs-Elysées erreicht waren! Lucie trat vor den Stehspiegel ihres Boudoirs; sie prüfte ihre Schönheit.

„Ist es denn möglich, so verschmäht zu werden, um eines Kindes willen? Worin besteht denn dieser Zauber der Jugend, dieser Reiz des Unreifen, des Unerprobten? Lockt dieser sauersüße

Geschmack der Unschuld immer von neuem nicht blos das Alter, das mit den Knospen spielt, weil es der entblätterten Rosen müde ist, sondern auch die Jugend, welche nach der Offenbarung des Weibes schmachtet? Und ist dies nicht erst die vollentfaltete Schönheit, wie die volle Blüthe das Meisterwerk des Strauches ist?"

Sie ging sinnend im Boudoir auf und ab; dann trat sie wieder vor den Trumeau:

„Bin ich nicht schön? Kommt es nicht über mich selbst wie ein Gefühl des Glückes, das ich zu verschenken vermag? Durchschauert mich nicht von Kopf zu Fuß das Vollgefühl der eigenen Schönheit. Was ist das Alter? Ein Aberglauben, eine Lüge! Die Leidenschaft ist immer jung und strömt Jugend aus über jeden Reiz, in dem ihre Pulse schlagen. Wie zählt man die Jahre nach, wo liest man sie ab? Die Jahreszahl steht nur geschrieben in ihren thörichten Köpfen. Die Schönheit hat kein Datum, keine Triebe, wie der Baum des Waldes, keine Ringe, wie sein Stamm."

„Und sie, und sie? Sie ist schön, sie ist meine Tochter; doch wie schüchtern diese Reize, wie entbehrt die leise Zeichnung des hellen Farbentons; wie gebrechlich sind die zarten Reiser eines Glückes, das sie zu gewähren vermag; wie geistlos spricht ein erstes Gefühl sich aus und wie kindisch sind seine Launen! Wohl, sie hat ja schon gesiegt, sie hat einen Sartines erobert, ich gönne ihr diesen Sieg! Doch ihn, ihn, der sich mir so leidenschaftlich zuwendete, dessen Bild mit Flammenzügen vor meiner Seele steht, ihn soll sie mir nicht abwendig machen! Das ist ein Raub, ein Unrecht! Und hat sie's gethan, sie hat mich beleidigt, sie hat den Tempel entweiht, wie diese da, und ist reif für das Gericht meines Zornes."

Lucie schritt mit hocherglühten Zügen aus dem Gemach; sie setzte sich an den Spieltisch und pointirte hoch, damit man ihr erregtes Wesen dem Hazard allein schuld gab, dem sie bisweilen leidenschaftlich zu huldigen pflegte.

Achtes Kapitel.

Das Auto-da-fé.

Frau von Saint-Amaranthe hatte allen Grund den Zauber ihrer Tochter zu fürchten. In der That hatte diese den Sieg über die Mutter davongetragen. Saint-Just wollte sich kaum noch darauf besinnen, daß er die schöne Frau als eine leichte Beute ans Herz gedrückt hatte. Das erschien ihm auf einmal als etwas Gleichgiltiges, welches rascher Vergessenheit anheimfallen durfte; unvergeßlich dagegen war das Bild des anmuthigen Mädchens, es folgte ihm im Wachen und Traum.

Neben dem Ehrgeiz, der ihn verzehrte, war zum ersten Male die Liebe in sein Herz eingezogen.

Wohl hatte der Dichter des „Organt“ schon flüchtigen Abenteuern nachgejagt. Die Nixen im Muschelwagen, die Schönen auf feurigem Gespann waren nicht blos Bilder seiner Phantasie; aber sie waren vergänglich und wesenlos, wie diese, mochten sie auch leibhaftig in den Fluten der Aisne und der Oise ihre Reize gespiegelt haben. Für ihn waren sie trotz ihrer greifbaren Körperlichkeit nur Traumbilder der erhitzten Sinne, die wieder zerflossen mit dem vorübergehenden Rausch; sie hatten keine Wurzel geschlagen in seinem Herzen. Das war jetzt anders; eine hartnäckige Leidenschaft kündigte sich an bei ihm mit all der süßen Pein der Erinnerung, mit all der ruhelosen Ungeduld, die nach einem Wiedersehen schmachtet. Schon gewann in seinem Geiste die Macht, nach welcher sein Ehrgeiz strebte, erhöhten Zauber, wenn sie von der Schönheit und Liebe getheilt wurde.

Dieser junge Saint-Just war eine starre, tiefe Natur; eine Leidenschaft, die in solcher Sinnesart

wurzelte, mußte hier Kräfte finden zu nachhaltigem Wachsthum. Schroff in der Abwehr alles Fremdartigen und Mißliebigen, glühend in der Hingebung an das, was seinen Willen erfüllte, schien Saint-Just kein Hinderniß zu kennen; er traute sich von Hause aus die Kraft zu, alle aus dem Wege zu räumen, den er rücksichtslos und schonungslos wandelte.

Die unerschütterliche Energie, von welcher er beseelt war, übte einen fast magischen Einfluß auf seine Umgebung aus; Freundschaft stand unter seinem Bann, Liebe gehorchte seinem Zauber. Der Apostel des Volkes, Maximilien Robespierre, dessen Lorbern eben erst zu grünen angefangen hatten und noch mit keinem blutigen Thaue besprengt waren, dieser für Rousseaus Ideal und sein eigenes Prophetenthum gleich begeisterte Schwärmer, an den sich Saint-Just anschloß, wie der Jünger an den Meister, empfand schon früh die Einwirkungen dieses eisernen Willens und zeigte sich ihm auch dort nachgiebig, wo er anderen Widerstand geleistet hätte.

Seinen ganzen Einfluß bot er auf, um in Blérancourt die Wahl des jungen Freundes für die gesetzgebende Versammlung trotz entgegenstehender gesetzlicher Bestimmungen durchzusetzen und ihm gleichsam eine venia aetatis auszuwirken, um so mehr, als er selbst keine Aussicht hatte, jener Versammlung anzugehören; denn er hatte mit großer Opferwilligkeit den Beschluß durchgesetzt, daß kein Mitglied der Nationalversammlung in die zweite auf sie folgende Versammlung gewählt werden dürfe. Es bedurfte aber gleichgesinnter und gleichbegabter Ersatzmänner, mit denen er im nächsten freundschaftlichen Verkehr stand, wenn die Fahne der Partei auch ferner sich zu siegreichem Flug entfalten sollte.

Seiner unbequemen Lage im Landhaus zu Passy war sich Saint-Just wohl bewußt; er konnte die Tochter nicht lieben, ohne die Mutter zu beleidigen. Zum Glück war er bei dieser nicht über die Vorrechte warmer Freundschaft hinausgegangen; er hatte den Kuß des Tochtersohnes vorweggenommen,

das war sein ganzes Verschulden und er schob diese Schuld noch auf die verführerischen Künste der Circe. Jetzt aber war er entschlossen, ihr eine eiserne Stirn zu zeigen und selbst ihrem Zorne Trotz zu bieten; er mußte befürchten, daß sie ihm den Zutritt in ihr Haus versagen würde; doch wenn er nur der Liebe seiner Manon gewiß war, so kümmerte ihn wenig, was sich ihm in den Weg zu werfen drohte.

Es war am Tage nach dem Abend, an welchem Lucie Sartines in ihrem Boudoir gesprochen hatte; man erwartete in der Villa von Passy den Besuch Saint-Just's um so sicherer, als die Tage seiner Anwesenheit in Paris zunächst gezählt waren.

Lucie kam mit der Stickerei in den Garten; sie sah überwacht aus; spät war sie aus ihrem Salon nach Hause gefahren und unruhige Gedanken hatten ihr dann noch stundenlang den Schlaf geraubt. Desto frischer sah Manon aus: die Mutter, die sich kurz vorher im Spiegel gesehen, machte beschämende Vergleiche, und es regte sich in ihr ein unnatürliches

Gefühl des Hasses gegen die Tochter, das aber wieder vor dem Gefühl gerechten Stolzes auf das einzige Kind verschwinden mußte.

Sie war noch nicht gesonnen, sich in die Karten sehen zu lassen; sie gab sich unbefangen und bemühte sich, die größte Ruhe und Heiterkeit zu zeigen. In ihren unstäten Morgenträumen hatte sie gesehen, wie Saint-Just so freundlich sie grüßte, daß sie beim Erwachen den Eindruck dieser Freundlichkeit noch lange nachempfand, und fast zu dem Glauben kam, sie habe sich übereilt mit ihren Befürchtungen und das Benehmen von Saint-Just am vorigen Abend müsse einen anderen Grund gehabt haben.

Sie wollte noch warten, noch prüfen, dennoch aber sogleich einen Schachzug versuchen, der von vorbeugender Bedeutung war. Dieser Schachzug war unmütterlich, verwerflich; doch sie wagte ihn, denn er konnte die Liebe der Tochter aus dem Felde schlagen. Unter ihrer Stickrolle lag das schöngebundene Exemplar des „Organt“.

Sie hätte das Buch sonst versteckt, den Augen ihrer Tochter entzogen; denn es verstieß ja gegen alle Grundsätze weiser Erziehung, die Phantasie eines Mädchens mit Bildern von so rücksichtslos kecker Erfindung zu erfüllen; doch die Eifersucht der Frau trug über die Sorge der Mutter den Sieg davon.

„Wie gefällt Dir dieser Herr von Saint-Just?" sagte sie unbefangen, indem sie rothe Wolle in die Nadel fädelte, um eine hundertblätterige Prachtrose auf dem gestickten Ofenschirm zu vollenden.

„Ich habe darüber nicht nachgedacht," versetzte Manon; „es giebt Eindrücke, die man nicht so rasch zergliedern kann."

„Er hat etwas Apartes," sagte Lucie; „man könnte sagen, er ist ein wenig hölzern, ganz der kleine Edelmann aus der Provinz."

Manon widersprach nicht, wie die Mutter erwartet hatte.

„Er hat hochfliegende Pläne, wie alle diese jungen Leute heutigen Tags, wo die Welt einmal

auf dem Kopf steht. Das möchte noch hingehen . . ist er doch ein Dichter nnd den Poeten sind die kühnsten Träume erlaubt; aber er ist ein Dichter von schlechtem Geschmack."

„Das mag wohl sein," sagte Manon lächelnd; „er legt selbst kein Gewicht auf seine Jugendversuche."

„Und doch sind sie nicht ohne Bedeutung. Der Styl ist der Mensch, und in solchen Dichtungen prägt sich der Charakter aus. Am meisten ist dies der Fall bei Jugendgedichten, wo noch keine künstlerische Verschleierung die ursprüngliche Natur zu verdecken sucht."

„Und diese ursprüngliche Natur . ."

„Ist eine ungezähmte, wilde, die nicht unter dem Bann der Sitte steht, die das Heilige verspottet."

„Das glaub' ich nimmermehr," sagte Manon, die sich wie erschrocken erhob.

„Ich schwanke sogar," fuhr die Mutter fort, „ob ich einem Poeten, der so Keckes geschaffen, nicht

verwehren soll, uns zu besuchen; es ist kein Umgang, der für ein junges Mädchen paßt."

Die krampfhaften Bemühungen Luciens, die erwachende Neigung im Herzen ihrer Tochter zu ersticken, konnten bei dieser nur Mißtrauen erwecken; auch regte sich etwas Trotz und der Geist des Widerspruchs.

„Ich glaube das nicht, Mama, und ich würde eine Beleidigung darin sehen, wenn Du mir nicht hinlänglich vertrauen wolltest, und auch das Mißtrauen gegen ihn ist ein Unglück:"

„So lies dies Gedicht selbst, hier ist es! Ich hoffe, Du wirfst es früh genug bei Seite und der Trank aus diesem Taumelkelch wird Dich nicht berauschen und verwirren."

Mit diesen Worten reichte Lucie der Tochter die beiden schöngebundenen Bände; es war ihr dabei nicht ganz leicht ums Herz; sie wußte, wie unmütterlich sie handelte, und indem sie sich mit dem Gedanken tröstete, das Gift werde wie Arzenei wirken, machte sie sich selbst doch kein Hehl daraus,

daß sie nicht aus mütterlicher Fürsorge handelte, sondern aus einem Gefühl der Eifersucht, welches allenfalls das Gift auch darreichen würde, wenn sich keine heilenden Wirkungen von ihm hoffen ließen.

Manon nahm mit sichtlicher Theilnahme die Bücher in die Hand.

„Es ist doch herrlich," sagte sie, „Geistiges zu schaffen, es ist doch immer eine Art von Welt-schöpfung; auch die Welt der Dichter ist eine Welt für sich und ihre ganze Farbenpracht ist nur auf einem durchsichtigen Schleier aufgetragen, hinter dem das Bild des Dichters hervorlauscht."

„Gewiß, wenn das Bild nur kein Zerrbild ist. Unsere Poeten taugen leider so wenig, wie die Welt, die sie erschaffen. Dich täuscht vielleicht die Jugend, die sich so anmuthig giebt und die doch nur ein Mangel ist, der Mangel an Charakter, an Schick-salen und Thaten und an eroberter Lebensweisheit; doch sie besitzt den trüglichen Glanz, der aus jedem Mangel einen Vorzug macht. Ein tiefes, blaues Auge . . wer weiß, was in diesen Tiefen wohnt. Die

phantastischen Ungeheuer, die da lauern, wirst Du in diesem Buche wiederfinden. Regelmäßig geschnittene Züge . . was ist das weiter, als ein Spiel der Natur? Es ist Thorheit, dahinter irgend welchen Sinn zu suchen. Nichtssagende Gecken besitzen diesen Vorzug, der den weisen und großen Männern fehlt. Und dann dies sichere, fast gebieterische Auftreten . . es ist die Selbstüberhebung der Unwissenheit, die Keckheit der Unreife, das Brausen des gährenden Mostes. Traue meiner Erfahrung, laß Dich nicht blenden!"

Und während Lucie diese Worte mit dem Tone unerschütterlicher Ueberzeugung sprach, widerlegte sie Satz für Satz sich selbst und strafte sich Lügen Wort für Wort in ihrem Innern. Die Schönheit und geistige Bedeutung des jungen Saint-Just stand ihr unanfechtbar fest, und es erschien ihr fast frevelhaft, so das in den Staub herabzuziehen, woran ihr Herz hing.

Doch die Tochter hörte mit feinem Instinkt aus den Worten der Mutter heraus, daß hier nicht

mütterliche Sorge, nicht aufrichtige Meinung sprach, sondern daß irgend eine fremdartige Absicht hinter diesen Warnungen lauerte; sie besann sich darauf, daß die früheren Urtheile der Mutter über den jungen Gast aus Blérancourt bei weitem freundlicher gelautet, daß da der warnende Zeigefinger gänzlich gefehlt hatte, und so erwiederte sie mit der kleinen List, welche die Begleiterin jeder erwachenden Neigung im weiblichen Herzen ist: „Warum ereiferst Du Dich so, liebe Mama? Wozu dies hastige Löschen, da doch nichts in Flammen steht? Mir ist der junge Mann so gleichgiltig wie Dir und ich werde nicht auf seine Orakel lauschen. Ob er ein Dichter ist, das will ich aus diesem Werke sehen. Doch ein Werk ist immer nur ein Stück von einem Poeten, und wenn wir auch die Dichtung bei Seite werfen, ist's damit sogleich um den Dichter geschehen? Auch eine schöne Seele kann häßliche Träume haben."

Mißmuthig vernahm Lucie den Widerspruch der Tochter; hinter dem Trotz des Mädchens verbarg

sich der Eigensinn einer stillen Neigung. Das fühlte sie heraus; ärgerlich hieß sie die Tochter den Thee bereiten, den sie nach englischer Sitte für das Frühstück bevorzugte. Bald brannte auf dem Gartentisch die Spirituslampe unter dem brodelnden Kessel.

Doch das Gespräch wollte nicht mehr in Gang kommen; der Geschäftsführer der Spielbank kam und die Mutter wurde abberufen, um in ihrem Zimmer die Rechnungen zu ordnen.

Manon nahm das Gedicht zur Hand; sie blätterte und ein freundlicher Zufall lenkte ihren Blick auf die lieblichen Naturschilderungen, auf die anmuthige Morgenidylle. Dann las sie mit freudiger Zustimmung den Beginn des dritten Gesanges:

Mich soll ein schönes Traumgebild entzücken
Und lieblich mir die Zeit der Muße schmücken.
Mir träumt, daß ich der Erde Thron besteige . .
Der Böse bebt, es geht sein Glück zur Neige!
Demüth'ge Tugenden, der Herrschaft Zier,
Stehn jetzt erhob'nen Hauptes neben mir!
Du, Waise, sollst das Glück der Krone theilen;
Da flieht mein Traum, er kann nicht länger weilen:
Die Waise weint, mein Scepter ist dahin!

Sonst wandelt' ich die Welt nach meinem Sinn.
Kein Reicher dürfte frech den Armen drücken;
Es müßte sich vor mir sein Hochmuth bücken.
Verweg'ner Frevel sollte vor mir beben;
Zaghafte Unschuld würd' ich hoch erheben,
In gleicher Wage wägen jederzeit
Armuth und Rang und Glanz und Dunkelheit.
Nie hätt' ich mir zum Schutz der Macht erkoren
Der Wachen Schwerter, Fasces der Lictoren.
Mag Marius sich immer mit dem Schrecken,
Mit Schlüsseln, die zu Gräbern führen, decken:
Ich würde wehrlos ohne Wachen schreiten;
Kein Henker soll, nur Liebe mich geleiten.

„Welch ein edler, milder Sinn,“ dachte Manon, als sie diese Stelle gelesen hatte; „was tadelt die Mutter an dieser Dichtung? Gefällt ihr nicht diese Gerechtigkeitsliebe, diese Menschlichkeit, dieser Seelenadel?“

Sie war in Träume versunken; sie verschmolz in Gedanken die beiden Bilder, welche der Dichter geschildert: das Erwachen der freundlichen Landschaft im Schimmer der Aurora und die geträumte Königsherrschaft, die ein Reich der Gerechtigkeit und Milde begründen will. Sie war ergriffen von

stiller Sehnsucht nach den tiefblauen Augen des Dichters; aus ihnen sprach ja die schöne Seele, die in solchen Träumereien sich erging.

Und plötzlich stand er selbst vor ihr; hatte sie die Klingel der Gartenthür überhört, hatte die Zofe ihn draußen erblickt und ihm geöffnet?

Morgenfrische war in seinem ganzen Wesen, seine Augen leuchteten von dem Feuer der Jugend.

„Was lesen Sie da, Manon?“ fragte Saint-Just.

„Ein Gedicht, das Ihnen bekannt ist, den ‚Organt‘.“

Saint-Just konnte einen leisen Schreck nicht unterdrücken.

„Was ich gelesen, hat mich entzückt!“

Der Dichter blickte fragend nach seiner anmuthigen Leserin, es schwebte etwas um seine Mundwinkel wie ein ironisches Lächeln.

„Und was haben Sie gelesen?“

Manon bezeichnete die beiden Stellen und las ihm selbst noch einmal die Verse vor, die den tiefsten Eindruck auf sie gemacht hatten.

Saint-Just athmete auf; doch rasch entschlossen fragte er Manon:

„Dies Gedicht, wer gab es Ihnen zu lesen?"

„Meine Mutter."

„Wohl, so hören Sie auf Jemand, der ein Recht hat, über dies Werk mitzusprechen, und lesen Sie es nicht."

„Und warum nicht?" fragte Manon.

„Ich bin eitel genug, dies Werk und mich in ihm zu verleugnen. Es ist voll phantastischer Thorheit, und ich selbst habe diese Thorheit überwunden; es ist voll überschäumender Jugendlichkeit, und ich habe inzwischen Maß und Ziel gefunden für die Kraft in mir. Sie, gerade Sie sollen mich kennen, wie ich bin, nicht wie ich war."

„Doch, was ich gelesen . ."

„Sie hätten auch Blätter aufschlagen können, auf denen meine Phantasie einen trunkenen Karneval feiert. Gerade vor Ihnen sollte meine Muse nicht im Rausch erscheinen, nicht im gelösten Haar und mit dem Thyrsusstabe in der Hand. Mag sie vor

der Welt ungeberdig dahinstürmen: ich will es nicht, daß Ihre stille Tugend in Berührung kommt mit diesem wilden Taumel, und daß ich's nicht will, nicht wünsche, ist das nicht Grund genug für Sie?"

Saint-Just sah das Mädchen mit seinen tiefen Augen erst gebieterisch, dann fragend an.

„Sie haben Recht," sagte Manon, indem sie mit warmer Hingebung ihm die Hand reichte, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen."

„Doch immer bleibt Ihnen die Verlockung nahe, das Buch, welches einladet, darin zu blättern: ist doch die Neugierde seit dem Paradiese das alte Erbtheil der Töchter Eva's."

„Sie trauen mir nicht Stärke des Willens zu; Sie irren sich."

„Wozu diese Festigkeit des Entschlusses auf eine lange und schwere Probe stellen? Besser, man räumt die Gefahr sogleich aus dem Wege. Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Sehen Sie hier diese meine rechte Hand!"

Er zeigte Manon die Handfläche, die schwarz

überlaufen war und die Spuren von Brandwunden trug.

„Mein Gott, was haben Sie gethan?“ rief Manon mit leisem Aufschrei, mit der Scheu der Frauen vor körperlicher Verletzung, die schon ihren Schönheitssinn, ihren Sinn für die Harmonie der Erscheinung abstößt.

„Ein wenig Scävola gespielt, doch wahrlich, ohne es zu wollen, ohne mit dem alten Rom zu kokettiren. Einige Mitglieder der konstituirenden Versammlung hatten öffentlich gegen das Dekret protestirt, welches die Strafgesetze gegen die Nichtkatholiken für abgeschafft erklärte. Dieser Protest war in einer großen Anzahl von Exemplaren in den Provinzen verbreitet worden, auch in Blérancourt und der Umgegend. Der Magistrat ließ diese Exemplare überall aufgreifen und verbrannte sie mit großem Pomp, während die ganze Nationalgarde aufmarschirt war, auf dem Marktplatz. Ich selbst, ergriffen von Begeisterung, sprach den Bürgereid und gelobte, eher in demselben Feuer zu sterben

welches diesen Protest verzehrte, als jemals meine volle Hingebung der Nation, dem Gesetz und dem König zu verweigern. Und als ich diesen Schwur leistete, hielt ich meine Hand über den Rost, auf dem die letzten Reste jener schmachvollen Schrift verkohlten. Sie sehen hier noch die Spuren des blinden Feuereifers; die Wunden schmerzten nicht, so lange der Sturm der Begeisterung mich ergriffen; ich will nicht leugnen, daß sie mich nachher geschmerzt."

So sehr Saint-Just jeden Vergleich mit dem heldenmüthigen Römer, jede absichtliche Nacheiferung ablehnte, so konnte er doch nicht hindern, daß Manon in ihm einen neuen Mucius Scävola erblickte. In der That, das Bild des Jünglings, dessen Züge einen todesmuthigen Ausdruck annehmen konnten, in dessen Augen Etwas aufleuchtete, wie der Blitz des Fanatismus, mochte wohl das Bild des jungen Römers decken, der vor dem Etruskerfürsten seine Hand, ohne eine Miene zu verziehen, in die Flammen hielt; doch war Manon weit davon

entfernt, dies auszusprechen und dem jungen Römer Weihrauch zu streuen; sie sagte nur:

„Und warum erzählen Sie mir diese Geschichte?"

„Weil ich wünsche, daß Sie dem Beispiel des Magistrats von Blérancourt folgen."

„Ich bin kein Magistrat; ich kann keine öffentliche Feier veranstalten."

„Es bedarf nicht des Pompes. Hier unter vier Augen sei der Scheiterhaufen errichtet: werfen Sie das Libell in die Flammen."

In diesem Augenblick kochte das Theewasser und lief über; Manon nahm den Kessel aus den Flammen; als sie dieselben aber ausblasen wollte, trat Saint-Just dazwischen.

„Halt! Erst das Libell verbrannt, erst eine Vergangenheit vernichtet, die gegenüber so holder Anmuth nicht die Augen aufschlagen darf. Wollen Sie, daß wir einen Bund der Freundschaft schließen sollen, so brenne auf dem Altar dieses Bundes

der ‚Organt‘, das Buch meiner Jugend- und Tod-sünden.“

„Es ist nicht mein Eigenthum,“ sagte Manon.

„Eine Mutter, die dies Buch der Tochter giebt, hat ihr Eigenthumsrecht verwirkt; sie muß sich freuen, daß die Tochter das Gedicht der Flamme weiht; neben der Flamme, die es verzehrt, steht sie als echte Vestalin!“

„So viel Schlimmes ist in dem Buch? Wenn es der Dichter sagt, muß ich's glauben, und so ist das Autodafé zugleich ein Akt der Weihe, durch den er selbst sich lossagt von seiner Vergangenheit? Darf ich's so verstehen?“

„Gewiß! Sie haben ein volles Recht dazu.“

„Wohlan denn . . mag die Mutter mir zürnen. Sie sollen sehen, daß ich keine Evastochter bin, kein Gelüste habe, zu erfahren, was Sie gesündigt, keine Neugier, dem Genie auf seinen Irr-wegen zu folgen, daß ich Ihnen vertraue und ge-horche.“

Und mit raschem Entschluß warf Manon den

ersten Band des „Organt“ in die emporschlagende Flamme des Spiritus; Blatt für Blatt verbrannte, verkohlte. Der zweite Band folgte dem ersten; diesmal hielt Saint-Just nicht die Hand in die Flammen.

„Wozu,“ sagte er, „soll jetzt meine Hand verbrennen? Verbrennet doch, was sie als das Werkzeug meines Geistes geschrieben hat.“

Er war nur besorgt, den Brand zu löschen, damit er nicht weiter um sich greife, als für das Autodafé nöthig war. Aus einer großen Vase von Sèvresporzellan, die frei auf einem Postament vor der Laube stand, warf er rasch alle Rosen und Nelken, Lilien, Hyacinthen und Narcissen heraus, eilte zu den wassersprühenden Tritonen, füllte sie bis oben mit dem frischen Element und schüttete wie ein Stromgott aus der Urne den vollen Strom auf die lustigen Feuergeister, die schon dem Gartentisch gefährlich zu werden drohten.

„Eine zweibändige Dichtung,“ sagte er, „sollte eigentlich nicht im Feuer, sondern im Wasser unter-

gehen. ‚Après nous le déluge‘ darf kein Dichter sagen, der mit einer solchen poetischen Sündfluth den Büchermarkt überschwemmt hat.“

Das Werk der Zerstörung war vollendet; Feuer und Wasser im Bunde hatten die Laube übel zugerichtet; vom „Organt“ waren nur die eleganten Deckel der beiden Bände, rußig geschwärzt, übrig geblieben; alles Andere hatte die durstige Flamme herausgeleckt: Kaiser Karl und seine Paladine, die üppigen Heiligen, die wilden Königinnen, die lüsternen Nymphen und kurzgeschürzten Bauermädchen; den jungfräulichen Sinn der edlen Manon sollte kein keckes Bild mehr verletzen.

Da erschien die Mutter, die den Geschäftsführer verabschiedete. Ihr erster Blick fiel auf Saint-Just; sie verwünschte den Zufall, der ihm ein ungestörtes Rendezvous mit der Tochter gestattet hatte; ihr zweiter Blick fiel auf die Verwirrung und Zerstörung in der Laube; sie konnte sich nicht erklären, was diese im Wasser schwimmenden verkohlten Blätter bedeuteten.

„Wie empfängst Du unsern Gast? Welch ein Unfall ist mit der Lampe, mit der Maschine vorgegangen?“

Während sie noch so fragte, erblickte sie die geschwärzten goldenen Lettern auf dem Deckel des „Organt“; sie sah die traurigen Ueberreste des Werkes, das sie der Tochter in die Hand gegeben und das die elegante Zierde ihres Toilettentisches bildete; sie wollte anfangs an einen bösen Zufall glauben, der das Buch zu nahe an die Flamme gebracht hatte. Doch beide Bände . . . es war unmöglich. Immer mehr wurde es ihr zur empörenden Gewißheit, daß ihr schöner Besitz das Opfer einer schnöden Gewaltthat geworden sei; sie begann den Zusammenhang zu ahnen und dies versetzte ihr Blut in fieberhafte Wallung.

„Was ist mit meinem ‚Organt‘ geschehen?“

„Er ist verbrannt, Mutter!“

„Verbrannt? Und das war nur Unvorsichtigkeit?“

„O nein,“ versetzte Saint-Just, „es geschah in Folge eines Urtheilspruches.“

„Und wer hat das Urtheil gefällt?“

„Die Tochter über die Mutter,“ sagte Saint-Just mit aller Schroffheit, die ihm eigen war.

Frau von Saint-Amaranthe schwieg betroffen; sie fühlte die verletzende Wahrheit der tiefeinschneidenden Worte.

„Und noch mehr . . auch der Dichter hat ein Todesurtheil gesprochen über seine Dichtung, über sein verwegenes Träumen und Schaffen, und ein neues Leben steigt ihm wie ein Phönix aus der Asche!“

Mit diesen Worten reichte er Manon die Hand; sie erwiederte seinen Händedruck.

Lucie wurde von wechselnden Gefühlen bestürmt, von Aerger über sich selbst, Eifersucht auf dem Triumph ihrer Tochter, von einem zwischen Haß und Liebe wechselnden Empfinden gegenüber dem vermessenen Eindringling. Doch sie faßte sich rasch, indem sie im Stillen sich entscheidende Entschlüsse vorbehielt und sagte:

„So kommen wir um unseren Thee! Ich kann

heute meinen Gast nicht bewirthen. Der ‚Organt‘ ist verbrannt, aber der Dichter des Organt lebt ja noch und die Dichter sind bekanntlich unsterblich. Für einen Phönix, der mit morgenrothen Schwingen sich zu den Wolken erhebt, ist mein Käfig zu klein; aber der lustige Vogel, der das Lied vom ‚Organt‘ gezwitschert, soll mir immer willkommen sein.“

Und ihre Tochter unter den Arm nehmend, wandte sich Lucie dem Hause zu. Saint-Just verstand den Wink, der ihn verabschiedete, war aber fest entschlossen, die ablehnende Weisung für die Zukunft nicht zu verstehen, sondern auch als verfehmter Phönix in den kleinen Käfig zurückzukehren.

Neuntes Kapitel.

Der Abschied.

Die vergiftete Waffe, welche die Mutter im Kriege mit der Tochter in Anwendung gebracht, hatte ihren Dienst versagt. Gleichwohl erklärte sich Lucie noch nicht für besiegt; je unzweideutiger die Abwendung des jungen Freundes von ihrer Neigung war, desto leidenschaftlicher erglühte diese. In der Nähe des jungen Mannes erfaßte sie ein sinnlicher Rausch, den ihre Phantasie wachhielt, auch wenn er fern war; sie wagte nicht, ihm das Haus zu verbieten; es war ihr ein Bedürfniß, ihn zu sehen und immer neu an seinem Anblick die verzehrende Flamme zu entzünden, mochten auch zugleich Zorn und Schmerz und alle feindlichen Empfin-

dungen, die ein weibliches Herz zerwühlen, in ihr erregt werden. Sie sah in Saint=Just immer noch den „Organt". Durfte sie an ihrem Siege zweifeln? War dieser Organt nicht ein unzerstörbarer Charakter? Konnte eine Phantasie mit den Wurzeln ausgerottet werden, die so üppige Blüthen getrieben hatte? Und wenn dies unmöglich war, mußte sie nicht immer wieder neue Schößlinge treiben? Wild schlugen die Pulse des Dichters: den gleichen Takt mußten auch die Pulse des Menschen einhalten. Er kannte den Rausch, der sie beseelte, und die Berauschten mußten sich finden; sie erkannten sich ja an dem Thyrsusstab in der Hand, an dem Evoëruf, der die Priester und Priesterinnen des trunkenen Gottes verbrüderte. Die Lockung der Unschuld ist vergänglich; nicht lange behagt es kühnen Geistern, ein Lämmchen am schäferlichen Bande zu führen. Eine Täuschung ist das süße Glück, das die Unerfahrenheit bietet. Es ist der spröde Reiz halber und widerwilliger Hingebung; doch unerschöpflich ist der Born des Entzückens, den die Schönheit

gewährt, die sich selbst am eigenen schrankenlosen Opfer erfreut und zu doppeltem Rausch entzündet.

Wie ganz anders war das Bild von Saint-Just, welches im Herzen der Tochter lebte! Es waren Träume eines stillen Glückes, das sie an seiner Seite genoß; sie wandelte über die Fluren, entgegen dem Abendroth, das hinter den Hügeln verglomm. Heiliges Schweigen lag über den dämmernden Hainen; Tempel, der Tugend geweiht, leuchteten, von schlanken Säulen getragen, aus ihrem Dämmer hervor, und der schöne Jüngling, der neben ihr einherschritt, schloß sie in die Arme, drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen . . und sie erzitterte vor heiligem Glück! Dann aber verwandelte er sich in einen Cherub mit dem Flammenschwert, einen Wächter der Unschuld, einen Schirmvogt der Gerechtigkeit, der alle Unholde verscheuchte, welche die Menschheit martern, und wenn er seine Schwingen bewegte, so wehte sie es an wie ein Hauch aus Eden, und die Ahnung eines unbekannten Glückes durchschauerte sie . . und sie

sank auf die Kniee . . und dankte Gott mit Thränen.

Wieder saßen Mutter und Tochter zusammen in der Laube, mit Stickereien beschäftigt.

„Herr von Sartines,“ sagte die Mutter, „hat um Deine Hand angehalten.“

Manon schwieg und blickte nicht von der Arbeit auf.

„Welchen Bescheid soll ich ihm bringen?“

„Ich wundere mich,“ versetzte Manon, „daß er diesen Antrag wiederholt, nachdem ich ihn schon einmal zurückgewiesen, daß er ihn durch Dich wiederholt.“

„Die Zeit ist ernst, mein Kind, wir stehen allein in der Welt; ich wünschte Dir einen sicheren Schutz zu schaffen. Mich selbst ruft die Pflicht der Selbsterhaltung allabendlich in die Stadt, in meinen Salon; Du bleibst hier allein zurück. Wie soll eine verlassene Frau sich durchs Leben schlagen? Ich fand keinen anderen Weg; doch wie, wenn die Erregung des Volkes zunimmt, die blutigen Auf-

tritte sich erneuern .. kann ich ohne Angst daran denken, daß Du hier schutzlos jedem wilden Ansturm preisgegeben bist?"

„Wir stehn im Rufe königstreuer Gesinnung."

„Gott sei Dank! Das ist ein Ruf, der uns ehrt, doch auch gefährdet in jetziger Zeit! Ich denke daran, auch andere Elemente in meinen Salon aufzunehmen; man muß fortschreiten mit dem Jahrhundert und keine Fahne aufstecken, von welcher Alles desertirt."

„Das wäre ehrlos, Mutter!"

„Es ist nur klug .. was kümmert uns die Politik? Gleichviel! Die Stürme kommen jetzt von allen Seiten; Du bist ihnen preisgegeben mehr als irgend ein anderes Mädchen. Die stille Zufluchtsstätte der Klöster ist zerstört; so giebt es nur ein rettendes Asyl, die Ehe."

Aus Luciens Worten sprach eine so liebevolle, mütterliche Fürsorge, daß Manons Zorn über Henri's erneute Werbung entwaffnet wurde.

„Gewiß," sagte sie sanft und mit freundlichem

Ton, „Du hast Recht, und ich danke Dir für Dein Bemühen, mir ein Glück zu verschaffen, das ja Vielen beneidenswerth erscheinen mag. Doch ich wage noch nicht, eine solche Entscheidung für das ganze Leben zu treffen. Dazu fehlt mir die Klarheit des Gefühls, seine überwältigende Macht. Gönne mir Zeit, Mutter! Ich suche keinen Schutz, der mir zum Unsegen werden könnte; ich will mich nicht um jeden Preis flüchten in ein zweifelhaftes Glück, das ich um äußerer Vortheile willen suche, das mich nicht unwidersprechlich in seinem Bann fesselt."

„Das sind Ausflüchte, mein Kind!"

„Henri von Sartines ist ein Ehrenmann . . ich weiß es; er ist mein Jugendfreund und verdient, daß ich ihm voll und ganz vertraue."

„Und Du zögerst?"

„Ich weiß es nicht, ob das Gefühl, das ich für ihn hege, jene Liebe ist, welche dauernd ein ganzes Leben erfüllen und beglücken kann; es wäre ein Unrecht gegen ihn und gegen mich, wenn ich

seinen Wunsch erhörte, ohne der vollen Gewalt einer unbezwinglichen Neigung zu folgen."

„Ich wünsche diese Ehe," sagte die Mutter, „zwinge mich nicht dazu, daß ich sie verlangen, ja befehlen muß."

„Befehlen, Mutter? Ich würde diesem Befehl nicht gehorchen."

„Du würdest es wagen . . ?"

„Nur meinem Herzen zu gehorchen, ja! Es würde mir schwer fallen und wehe thun, einen andern Weg zu wandeln, als denjenigen, den Deine Hand mich führen will; doch nimmer beging' ich eine so schwere Sünde gegen mein Gewissen, einem Andern ein volles Lebensglück zu versprechen, ehe ein überströmendes Gefühl mir ein Recht dazu giebt."

Lucie konnte ihre zornige Regung kaum bemeistern und zog die schwarzen Wollfäden mit beschleunigtem Eifer durch das Gesicht des weißzuwaschenden Mohren, das halbfertig auf dem Stickrahmen ihr entgegengrinste.

„Und wann wird dies Gefühl sich bequemen, Dir ein solches Recht zu geben?"

„Ich weiß es nicht, Mutter . . ich bitte ja nur um Frist . . es gährt so Manches in mir."

„Du bist nicht aufrichtig, Manon!"

„Mutter!"

„Dein Gefühl ist abgelenkt worden von der rechten Bahn, in der es sich freudig und sicher bewegte; ich warne Dich!"

„Du meinst . ."

„Dies Autodafé hat mir genügend gezeigt, was in Dir vorgeht: Du wendest dem jungen Saint-Just Dein Herz zu, dem Dichter dieses kecken ‚Organt'. Das Gedicht magst Du verbrennen; im Dichter selbst sind die Wurzeln für hundert ähnliche Blüthen."

„Du irrst, Mutter! Er selbst sagt sich los von seiner Vergangenheit."

„Vielleicht nimmt er an Dir das Muster zu einer neuen Nymphe, die seine Heiligen verführen

soll. Er selbst ist und bleibt ‚Organt‘, glaub' es mir, mir .. ich kenne die Menschen, ich durchschaue die Charaktere .. und er hat mir es leicht genug gemacht.“

Manon schwieg .. es regte sich doch ein leiser Zweifel in ihrem Herzen; sie dachte an den einsamen Spaziergang der Mutter mit ihrem jungen Freunde im Laubengang.

„Gerade vor ihm flüchte Dich,“ fuhr die Mutter fort, „wie die Taube vor dem Habicht. Henri ist bereit, Dir eine Zuflucht zu gewähren .. an seinem Herzen.“

Manon wollte antworten; sie wog die Worte für ihre schwankenden Empfindungen: da stand Saint-Just selbst am Gartenthor. Die Zofe öffnete.

Er trat ein und wurde von der Mutter und Tochter mit einer gewissen Zurückhaltung empfangen.

Er trug ein Buch in der Hand.

„Bringen Sie einen neuen ‚Organt‘,“ sagte Lucie, „nachdem der alte eines so unseligen Todes verstorben ist?“

Saint-Just tauschte mit Manon Blicke innigen Verständnisses, in der Erinnerung an den Opferaltar ihres Bundes.

„Nun, nun," sagte die Mutter; „es war keine so große Heldenthat von Euch Beiden, höchstens ein Verbrechen an anderer Leute Eigenthum. Sie kommen wohl, mich dafür schadlos zu halten?"

„In der That," versetzte Saint-Just; „es ist zwar kein neuer ‚Organt', auch kein neues Exemplar des alten, was ich Ihnen hier bringe; doch es ist meine neueste Schrift, die ich Ihnen zum Ersatz anbiete. Sie werden sehen, daß ein neuer Geist über mich gekommen ist, der Nichts gemein hat mit jenen schwankenden Gestalten, die, Irrlichtern gleich, durch den Nebel meiner Phantasie dahinhuschten."

„Und wovon handelt dieses neue Werk?"

„Vom ‚Geist der Revolution'! Es ist eine politische Schrift, und sie soll mich meinen Wählern empfehlen."

„Da sind mir ihre verzwickten Heiligen und charmanten Nymphen noch lieber gewesen mit ihren Liebesavantüren, als diese politischen Abenteuer."

„Vom Geist der Revolution," sagte Manon für sich hin und blickte zagend auf Saint-Just, als ahnte sie, daß eine Kluft sich aufthue zwischen ihnen; „das ist ein Geist, den man verdammen muß."

„Sie irren . . seit dem schönen Bund zwischen Fürst und Volk wird das durch die Revolution wiedergeborene Frankreich nur glückliche Wege wandeln."

„Das läßt man sich gefallen," sagte Lucie, „Sie erinnern an unser Föderationsfest; dafür hab' ich auch geschwärmt und damit endet meine Politik."

Manon blickte fragend zu Saint-Just.

„Ich bin begierig zu hören, was Sie über diese geräuschvolle Umwälzung denken; ich lasse mich gern belehren; nur meine innerste Ueberzeugung ist unwandelbar."

„Darf ich Ihnen einige Stellen aus meinem Buche vorlesen?“

Beide Frauen gaben ihre Zustimmung; Lucie etwas zögernd, denn sie fürchtete die Langeweile politischer Abhandlungen. Alles, was an die Gelehrsamkeit streifte, war ihr zuwider und wurde ihr unerträglich, wenn es nicht mit funkelndem Esprit vorgetragen wurde. Manon aber horchte mit äußerster Spannung; denn ihr war, als sollte ihr ein Orakel ihre Zukunft verkünden.

Saint-Just aber sah nun, daß er hier Gesinnungen schonen mußte, welche der seinigen nicht gleichartig waren. Doch seine Schrift war ja auf die Wähler von Blérancourt berechnet, und das waren Männer des Fortschrittes, nicht des Umsturzes. Stand er doch auch selbst fest auf dem Boden der errungenen Verfassung, und noch gefesselt in ihm war der wilde Geist, der darüber hinausstrebt.

So wurde es ihm nicht schwer, eine Blüthenlese von Gedanken und Ansichten aus seiner Schrift

zusammenzustellen, welche das Wohlgefallen seiner Hörerinnen erregen mussten. Sind doch die Frauen leicht zu bestechen durch Alles, was zum Herzen spricht, und aus dem Satz, der sich harmlos giebt, ziehen sie nicht die verderblichen Folgerungen, die er im Schooße birgt.

„Mag Jeder denken, was er will, ich will Niemandem den Prozeß machen; aber wer spricht oder schreibt, muß den Mitbürgern Rechenschaft geben von seiner ‚Tugend‘."

Wie wohlthuend wurde Manon berührt von dieser stets wiederkehrenden Tugend, die als das letzte Ziel der Revolution hingestellt wurde. Mild waren die Urtheile Saint-Justs über den König Ludwig, der einfach blieb in der Mitte alles Pompes und Freund der Gerechtigkeit, ohne daß er gerecht sein konnte; mild das Urtheil über die regierungssüchtige Königin, die, mehr betrogen als Betrügerin, kaum in Frankreich, sondern nur in Trianon zu herrschen schien. Der Autor verdammte die Ausschreitungen des Volkes, die aus der Schwäche her-

vorgegangene Grausamkeit, Thaten, wie sie nur den Sklaven und Wilden geziemten; er hat für die Monarchie, für das verfassungsmäßige Königthum als eine Alles befruchtende Regierung warme Worte der Anerkennung. Das konstitutionelle Frankreich erscheint ihm als ein Eldorado, als die beste der möglichen Welten. Die Nation hat erhalten, was ihr an Freiheit zukam, um souverain zu sein; die Gesetzgebung ist volksthümlich geworden durch die Gleichheit; der Monarch hat die Macht bewahrt, deren er bedurfte, um gerecht zu sein. Wie schön ist es zu sehn, wie Alles zurückgeströmt ist in den Schooß des monarchischen Staates, den die Gesetzgeber mit Recht gewählt haben zur Form einer großen Regierung. Die Demokratie legt die Grundlagen des Staates, die Aristokratie giebt das Gesetz, die Monarchie regiert.

Die beiden Frauen fühlten nur den Hauch der Versöhnung, der diese Worte durchwehte; Alles, was Saint-Just las, war ihnen geistesverwandt. Innerlich aber frohlockte Manon über den edlen

Sinn des Geliebten, als er aus seiner Schrift die folgende Stelle las, die Verherrlichung der Menschlichkeit:

„Die Hinrichtung ist ein politisches Verbrechen, und das Urtheil, das auf Todesstrafe lautet, ist ein Mord. Was soll man von einer Regierung denken, welche die Scheu vor dem Schaffot verloren hat? Und man bewundert solche Grausamkeiten! Die Gesetze, welche durch den Henker regieren, gehen zu Grunde in Blut und Schmach, denn sie müssen auf irgend Jemand zurückfallen. Diese Hinrichtungen sind der Menschen unwürdig. Ueberall sehe ich nur Verfassungen, die in Gold, Stolz und Blut gefestigt sind, und ich sehe nirgends die sanfte Menschlichkeit, die gerechte Mäßigung, welche die Grundlage des gesellschaftlichen Vertrags bilden sollen."

Diese Worte mußten die Herzen der Frauen gewinnen, die am Munde des jungen Apostels hingen. Er las mit einer hinreißenden Energie, mit einer bewältigenden Macht innerster Ueberzeugung, seine Züge erglühten; diese vergeistigte

Jugendlichkeit hatte einen Zauber, dem Manons Herz nicht zu widerstehen vermochte. In diesem Augenblick empfand sie es tief, daß sie nur mit Saint-Just glücklich sein könne, und diese Leidenschaft, die sie blitzartig durchzuckte, schien ihr ganzes Leben zu erhellen. Wer konnte sie hindern, ihrem Herzen zu folgen, wenn Saint-Just sie liebte? Eine muthige Entschlossenheit erfüllte sie, und einen fast feindlichen Blick warf sie der Mutter zu, welche auf diese Neigung mit ungünstigen Augen sah.

Doch auch Lucie war von dem jugendlichen Feuer des Vorlesers hingerissen: sie folgte seinen Gedankengängen nur mit halbem Antheil; sie empfand nur eine unbestimmte Sympathie für dieselben; sie hatten nichts Widerstrebendes für ihre Gefühle. Doch ihre volle Hingebung schenkte sie nicht dem Politiker, sondern dem Menschen. Welche leidenschaftliche Gluth mußte diesen beseelen, welch ein feuriges Herz diesem Feuerkopf die Wage halten!

Noch fühlte sie seine Flammenküsse auf ihren Lippen und doppelt war ihre Empörung über seine

Treulosigkeit. Noch zweifelte sie indeß nicht daran, der Tochter sein Herz wieder abwendig zu machen; sie hatte ja ein älteres Recht auf ihn.

Saint-Just theilte den Freundinnen mit, daß er am nächsten Tage nach Blérancourt zurückkehren werde. Seine Wahl sei unsicher trotz der Empfehlungen Robespierre's; werde er nicht gewählt, so kehre er sobald nicht wieder nach Paris zurück.

Mutter und Tochter waren einmüthig in dem stillen Wunsch, daß die Wähler von Blérancourt ein Einsehen haben möchten in die Verdienste des jungen Mannes; eine lange Trennung von ihm wäre Beiden gleich schwer gefallen, am schwersten der Tochter! Denn über Manon war es gekommen wie ein fester Entschluß; sie war bereit, ihrer Liebe jedes Opfer zu bringen; sie sah auf Saint-Just mit dem Blicke schwärmerischer Hingebung.

Die Mutter wurde durch die Zofe in häuslichen Angelegenheiten abberufen; doch sie entfernte sich nur bis zum Tritonen und gab dort dem Mädchen die nöthigen Aufträge.

„Ich muß Sie noch einmal sprechen," flüsterte Saint-Just zu Manon.

Und rasch entschlossen entgegnete diese: „Heute Abend um Sonnenuntergang, wenn die Mutter nach der Stadt gefahren ist."

So wenig hatte sie jetzt Scheu vor geheimem Einverständniß, so wenig Rücksichten nahm sie auf die herkömmliche Sitte. Sie war verwandelt im Innersten: das war der Zauber der Liebesmacht.

Die Mutter kehrte zurück; sie plauderte angeregt, lebendig, geistreich; sie sprach von ihrem Salon; sie rühmte die genialen Männer und Frauen, die dort verkehren. Voll hohen Lobes war sie für Hérault-Sechelles, den schönsten Mann von Paris; sie versuchte, Saint-Just eifersüchtig zu machen. Vergeblich! Er sah nur auf Manon und hörte nur mit halbem Ohr auf Luciens Plaudereien.

Dann nahm er Abschied von der Mutter und zum Schein von Manon, mit einer Kühle, welche von Lucie mit stiller Genugthuung bemerkt wurde.

Am Abend aber, als die schnaubenden Rosse

Frau von Saint-Amaranthe in das Palais-Royal gebracht hatten, als die tiefstehende Sonne die Villa von Passy mit einem Glutstrom übergoß, da erschien Saint-Just an der Gartenthür. Und als er klingelte, öffnete Manon selbst; sie hatte die Zofe ausgeschickt.

Heißes Erröthen lag auf ihren Wangen: es war nicht die Abendglut, es war Erwartung, Scham über die geheime und doch so ersehnte Begegnung; es war die Leidenschaft der Liebe.

Und diesem Mädchen gegenüber, das mit ihm allein war, in seine Gewalt gegeben durch ihre eigene Neigung und den unbelauschten Augenblick, dessen Gunst sie selbst sich und dem Geliebten zu verschaffen wusste, empfand der Dichter des ‚Organt‘ eine heilige Scheu; er wagte kaum, ihr die Hand zu drücken; Luciens Anwesenheit hätte ihm nicht mehr Zurückhaltung auferlegen können.

Sie schritten auf und nieder durch die Kiesgänge: die Purpurfunken, welche die sinkende Sonne

ausstreute, machten die Rosen dunkler glühen und hingen sich wie Wunderblüthen an die gefiederten Zweige der Traueresche und in das üppige Laub der Kastanie, welche die Laube beschattete.

Saint-Just sprach von seiner Zukunft. Offen wie nie lag die Bahn des Ruhms dem muthig Strebenden; er hatte die Gabe des Wortes, die Kraft zur That.

Das Wort war eine Macht geworden, eine That des Geistes, welche rasch die Welt gestaltete. Das Wort vermochte die Begabten auf die höchsten Höhen des Staates zu heben. War doch Mirabeau nur durch seine Beredtsamkeit der Allgewaltige im Volke, wie bei Hofe geworden.

Doch unwürdig, gedemüthigt wollte Saint-Just nicht wieder vor die Geliebte treten; er bat sie, sich in Geduld zu fassen. Nur als Abgeordneter des Volkes kehre er nach Paris zurück; unterliege er bei der Wahl, so werde er sich in dem ruhmlosen Schatten der Provinz begraben, bis seine Stunde

geschlagen habe. Sie möge ihm treu ihre Neigung bewahren; für ihn werde sie der Stern seiner Zukunft sein.

Schwermüthig ging Manon neben ihm daher, ein Röschen entblätternd, das sie träumend vom Strauch gebrochen.

„Wozu uns diese harte Probe auferlegen? Ich athme nur frei und frisch in Ihrer Nähe und streiche jeden Tag aus meinem Leben, an dem ich Sie nicht sehen und sprechen kann.“

„Und wenn die Tage zu Wochen und Monaten werden sollten: was kann ich Ihnen bieten als meine Zukunft? So müssen Sie warten lernen wie ich selbst und meinem Stern vertrauen. Klein ist mein väterliches Erbtheil, gering der Verdienst meiner Feder; erst der gefeierte Redner und Staatsmann hat ein Recht auf Ihre Liebe.“

„Und Sie lieben mich?“

„Heiß und glühend, Manon!“

„O, ich kann es Ihnen nicht sagen, wie mein Herz an Ihnen hängt; wie ein Schatten wandle ich

unter den Lebenden; denn alles Leben kommt nur von Ihnen zu mir. Und wenn Sie fern sind, ich würd' es nicht ertragen können."

„Nur meine Liebe gehört Dir . . die Deine kann ich noch nicht verlangen. Es wäre eine holde Verschwendung unverdienter Gunst; doch ich komme sie einfordern, wenn ich Deiner würdig geworden bin . ."

Manon pflückte eine volle Purpurrose, dunkel wie Blut.

„Denke mein, Léon, fest, unwandelbar, ewig!" —

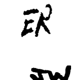
Und sie steckte ihm die Rose ins Knopfloch; eine Thräne lag darauf; denn es konnte noch nicht der Thau des Abends sein. Die Sonne war eben erst gesunken.

Und im Schatten der aufsteigenden Dämmerung drückte Saint-Just die Geliebte ans Herz und sie entzog sich nicht dem Scheidekuß. Es war ein flüchtiger Kuß der Verheißung, in dem sich die Herzen fanden. So hatte Lucie nicht geküßt. Der

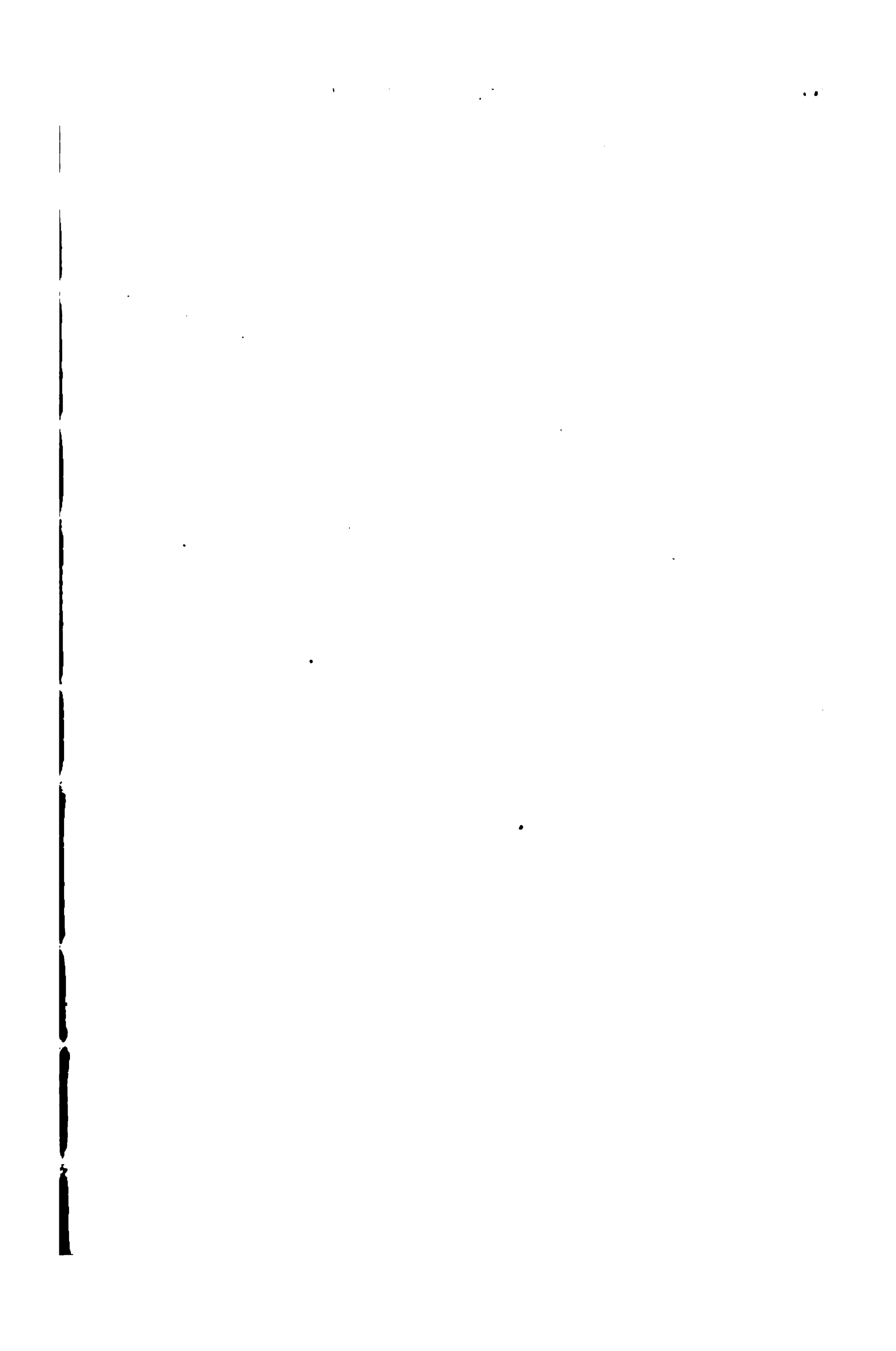
glühende Rausch, der viel gewährt und mehr verlangt, war diesem Kusse fremd.

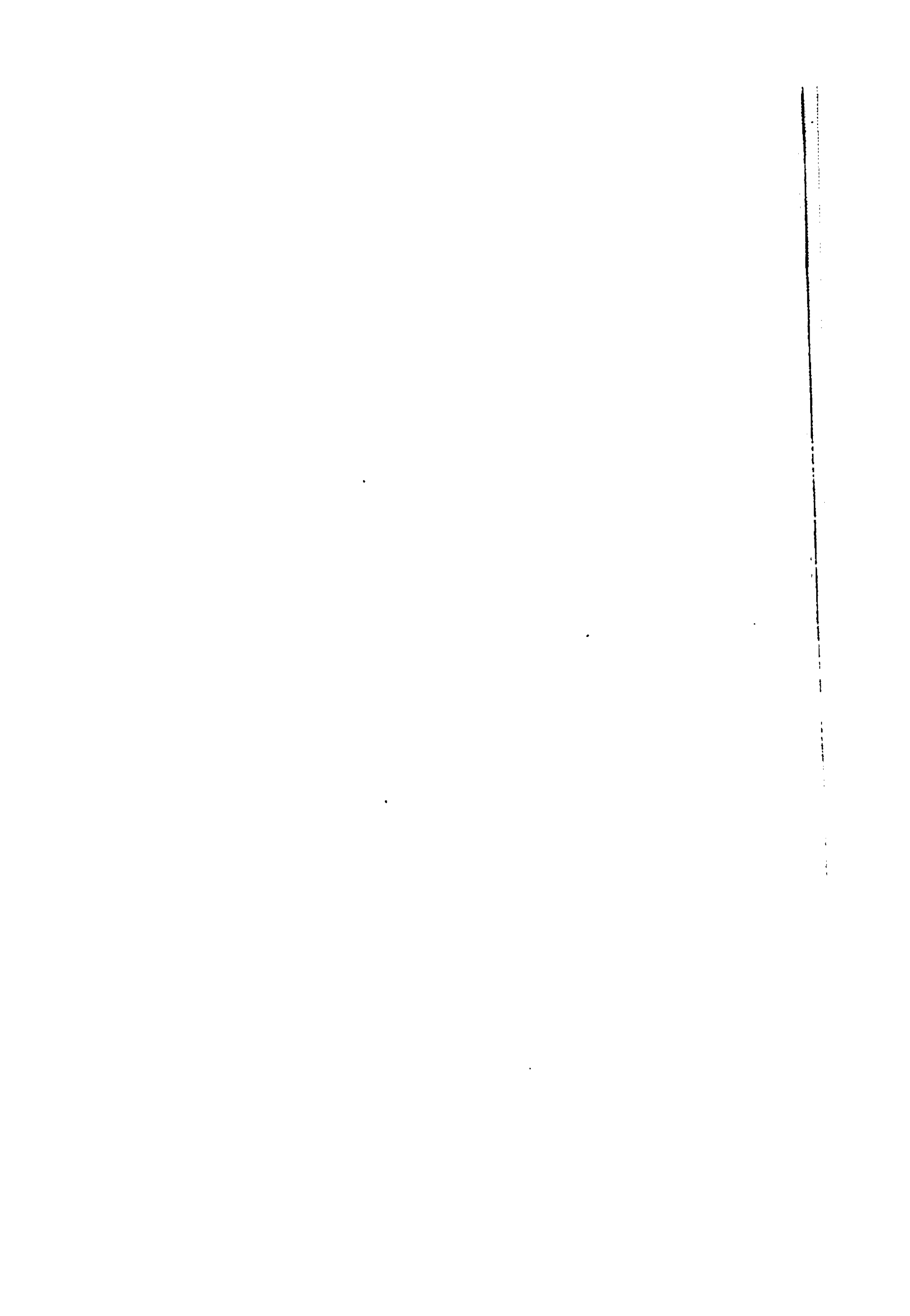
Lange noch stand Manon an der Gartenthür und sah dem Geliebten nach, bis er im Schatten der Allee des Bois de Boulogne verschwand.

Ende des ersten Bandes.

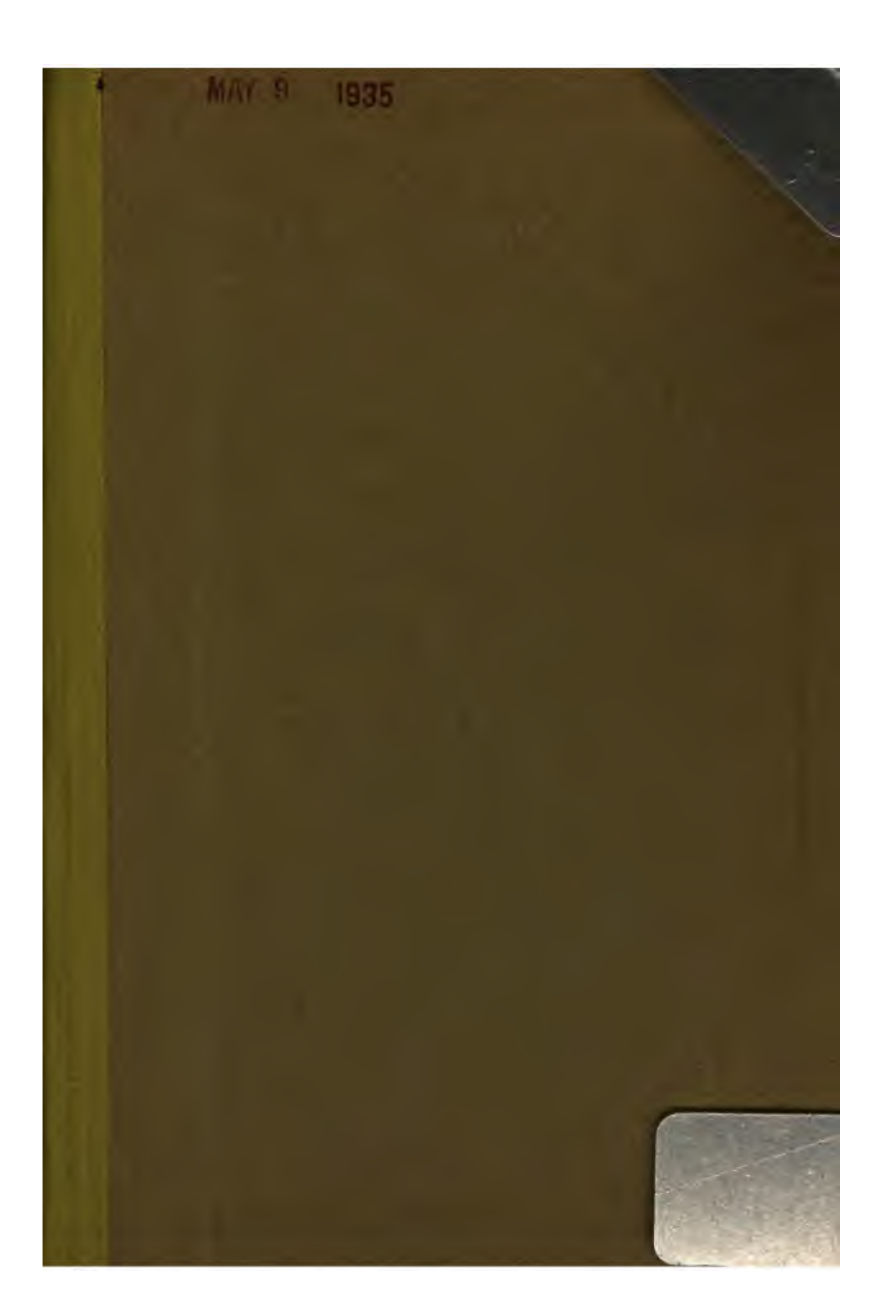


Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.








MAY 9 1935

